Allgemeines
Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Sechsundfunfzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1831.

Seehandelsvereine.

(Beschluß.)

Für solche Vorschüsse wird die Comp. ein halb Proc. per Monat Zinsen berechnen; sonstige Bedingungen aber, als Provision und Zeitfrist des Vorschusses, sollen jedesmal zwischen dem Directorium und dem contrasignirenden Theile nach Umständen bestimmt werden. Auf verderbliche oder unpassende Waaren wird die Comp. keinen Vorschuß leisten. 16) Die Direction ist verpflichtet, darauf zu wachen, daß in keinem einzelnen der auswärtigen Etablissements der Comp. mehr als ein Sechstheil des Schlußfonds, einschließlich der von ihr garantirten Consignationen und gemachten Vorschüsse, zu ein und derselben Zeit, für Rechnung der Comp. ausstehe, und daß dieser Betrag nur im Verhältniß des Eingangs der Retouren wieder ergänzt werde. 17) Es soll den auswärtigen Comptoirs der Comp. nicht gestattet sein, was den Manufactur- und Fabricatenhandel betrifft, in andern als deutschen Waaren Geschäfte zu machen. Diese Comptoirs sollen ihre Scripturen nach der doppelten Buchhaltung führen und verpflichtet sein, die prima nota der täglichen Vorfallenheiten mit jeder Gelegenheit an die Direction der Comp. nach Europa zu senden. Sie sollen sodann jährlich der Direction die Bilanz ihres Geschäfts einschicken, und den sich ergebenden Gewinnst, sowie er sich realisirt, an die Comp. remittiren. 18) Am Ende des zweiten Jahres, oder falls es die Direction für gut erachten sollte, schon am Schlusse des ersten, und alsdann jährlich, zieht die Comp. eine Bilanz, und legt solche, unterzeich-

net von sämmtlichen Directoren oder deren Substituten und dem Subdirector, der Generalversammlung vor. 19) Sollte jedoch einem oder dem andern Theilnehmer die Bescheinigung der gesammten Administration nicht genügen und er eine anderweite Untersuchung des Bücherabschlusses verlangen. so soll auf dessen Antrag von der Generalversammlung zuvörderst darüber abgestimmt werden, ob eine Commission von 3 Actienbesitzern zur Untersuchung des Bücherabschlusses ernannt werden soll. Diese Commission soll alsdann verpflichtet sein, das ihr übertragene Geschäft binnen einem Monate, von ihrer Ernennung an gerechnet, zu beendigen, und zugleich ermächtigt sein, die schließliche Decharge im Namen der Comp. zu ertheilen. 20) Der aus der Bilanz sich ergebende Gewinn wird sodann nach Abzug der Zinsen zu demjenigen Theile, welchen das Directorium in Gemeinschaft mit dem Directorialrathe nach der Lage der Dinge bestimmen wird, als Bonus oder Extradividende den Actienbesitzern ausgezahlt, von dem Uebrigen aber ein Reserveconto gebildet, um möglichen Verlusten dadurch zu begegnen. So hat sich diese Gesellschaft nach einer mehrjährigen Erfahrung (Art. 2) einen festen Credit gesichert, und (Art. 5) die Theilnehmer gegen alle üble Folgen geschützt, welche Verbindungen dieser Art nachsichziehen können. — Dagegen kam 1825 zu Leipzig die Stiftung einer Elb-Amerikanischen Compagnie zu Stande. Der erste Vorschlag in den trefflichen »Elbeblättern« war nicht auf dieselbe, sondern vielmehr dahin gerichtet, einen Nebenzweig der Rheinisch-Westindischen Compagnie unter ihrer Direction am Elbufer zu bilden. da Viele es mit guten Gründen weit vortheilhafter hielten, daß nicht eine zweite Compagnie der Art in Deutschland errichtet, sondern daß von dem gesammten deutschen Handelsstande mit vereinten Kräften nur ein einziges Nationalinstitut erhalten werde, welches sich in mehreren Theilen Deutschlands

durch Nebenzweige ausbreite. Allein Mehrere glaubten, Norddeutschland, besonders Sachsen, müsse eine selbstständige Verbindung an dem Elbufer bilden. Es erfolgte daher am 30. Nov. 1822 eine öffentliche Einladung hierzu von dem Handelsmann Hoyer zu Neustadt, in Verbindung mit Vogt und Peters, als Mitstiftern der beabsichtigten Anstalt. Am 15. Mai 1825 trat sie in volle Wirksamkeit. Wir halten nöthig, das Wichtigste ihrer Statuten, theils zur Vergleichung mit den Grundgesetzen der Rheinisch-Westind. Comp., theils zur Kenntniß Derjenigen, welche sich über die Wahl der Theilnahme an einer der beiden Verbindungen bestimmen wollen, hier anzuführen: 1) Die Dauer der Elb-Amerik. Comp. ist fürerst auf 15 nacheinander folgende Jahre vom 2. Jan. 1825 an festgesetzt. 2) Das zu dieser Unternehmung erfoderliche Capital wird auf Actien eingelegt, und zwar fürerst bis zu dem Belaufe von 500,000 Thlr. pr. Cour., nach dem Münzfuß von 1764, oder 1000 Actien, jede zu 500 Thlr. gerechnet. 3) Die Actien werden auf den Inhaber lautend vom 2. Jan. 1825 ausgestellt, und von da mit 4 Proc. jährlich in halbjährigen Terminen, Ende Juni und Ende Dec. jedes Jahres verzinst. 4) Mit den Actien werden Zinscoupons auf 10 Jahre, auf dem Hauptcomptoir in Leipzig zahlbar, ausgegeben. Gehen dieselben oder eine Actie verloren, so kann der Verlierende neue Documente nur gegen einen auf seine Kosten, unter Angabe der Nummern 3 Mal von 3 zu 3 Monaten wiederholten Aufruf in der leipziger, berliner und hamburger politischen Zeitung und nach Ablauf von 2 Jahren von der Bekanntmachung des ersten Aufrufs in der leipziger Zeitung an, verlangen. Nach Ablauf dieser Zeit sind die Foderungen aus dem verlorenen Document mit diesem amortisirt. 5) Die Compagnie kennt keinen Arrest noch Beschlag weder auf Actien noch auf die Zinsen- oder Dividendenzahlungen an. 6) Jeder Actionnair haftet für die Compagnie nur mit dem

Betrage der von ihm eingeschossenen Actien. Die Gesammtheit der Actionnaire bildet die Compagnie, von deren Beschlüssen die Begründung und Organisation dieser Unternehmung abhängig ist. Die Versammlung und Abstimmung sämmtlicher Actionnairs findet statt, wenn a) der Fonds von 500,000 Thlr. vermehrt, b) ein Beschluß über Fortsetzung der Gesellschaft über die bestimmte Frist gefaßt, c) eine frühere Auflösung derselben in Antrag gebracht, d) das Verfahren bei der sodann zu bewirkenden Liquidation bestimmt, e) eine Veränderung in den Statuten beschlossen werden soll, und endlich f) wenn die Directoren und Ausschußpersonen in einer gemeinsamen Versammlung durch Stimmenmehrheit die Befragung der Actionnairs für nöthig erachten. 7) Die Einladung zu diesen Generalsammlungen wird 4 Wochen vor Abhaltung derselben durch die Direction in den gelesensten öffentlichen Blättern bekanntgemacht. 8) Die Abstimmung geschieht entweder mündlich oder schriftlich, sowie es der Vorsitzende der Natur der Sache angemessen findet. Stimmrecht hat jeder Actionnair in der Maße, daß wer eine und nicht mehr als 4 Actien besitzt, 1 Stimme, wer über 4 und nicht mehr als 8 Actien besitzt, 2 Stimmen, wer über 8 und nicht mehr als 12 Actien besitzt, 3 Stimmen, und wer über 12 Actien besitzt, 4 Stimmen bei der Generalversammlung hat. Mehr als 4 Stimmen können in keinem Falle in einer Person vereinigt sein. Abwesende können durch Bevollmächtigte stimmen. Jeder, der in der Generalversammlung selbst oder durch einen Bevollmächtigten erscheint, hat sich durch Vorzeigung der Actie, der Letztere überdies durch eine genügende Vollmacht, zu legitimiren. Diejenigen Actionnairs, welche weder persönlich noch durch Bevollmächtigte bei der Generalversammlung erscheinen, haben sich den Beschlüssen derselben stillschweigend zu unterwerfen. Diese werden jederzeit durch Stimmenmehrheit gefaßt und bei gleichen Stimmen gibt die des

Vorsitzenden den Ausschlag. 9) Die Leitung des Geschäftes wird durch ein aus 5 Gliedern bestehendes Directorium verwaltet. 10) Zu gültiger Unterzeichnung der Firma der Compagnie ist die Unterschrift von 2 Directoren erfoderlich. Die Actiendocumente müssen von allen 5 Directoren unterzeichnet sein. 11) Dem Directorium gegenüber wird die Gesammtheit der Actionnairs durch 9 Ausschußpersonen repräsentirt, welche zuerst von der Generalversammlung erwählt werden und zwar dergestalt, daß in der Jubilatemesse nach Ablauf des 2. Jahres 3 derselben durch das Loos austreten und sofort von Jahr zu Jahr, bis bei Ablauf des 5. Jahres die Anciennetät den Austritt bestimmt. Die verbleibenden 6 Mitglieder besetzen die erledigten Stellen nach ihrer Wahl, wobei die abgehenden aufs neue gewählt werden können. 12) Der Ausschuß versammelt sich in der Regel jährlich einmal in der leipziger Jubilatemesse, um die Resultate der Bilanz des vorherg. Jahres einzusehen, von dem Zustand des Geschäfts im Allgemeinen Kenntniß zu nehmen, und dann 2 Glieder aus seiner Mitte zu ernennen, welche die Uebereinstimmung der Bilanz mit den Büchern untersuchen, und nach Justificirung derselben dem Directorium im Namen ihrer Collegen schriftliche Decharge geben. 13) Sollten sich bei Untersuchung der Bilanz Zweifel oder nicht zu beseitigende Meinungsverschiedenheiten ergeben, so haben die zur Revision Deputirten 2 andre Ausschußpersonen, und das Directorium ebenfalls 2 sachverständige Männer aus der Kaufmannschaft als Schiedsrichter zu ernennen, welche dann einen Obmann wählen, um gemeinschaftlich die streitigen Punkte zu untersuchen und darüber ohne weitere Appellation zu entscheiden. 14) Bei Ausmittelung der Resultate der zu betreibenden Geschäfte soll jede Illusion vermieden werden. Es ist daher der Direction zur besondern Pflicht gemacht, bei Anlegung der Bilanz nach den Grundsätzen zu Werke zu gehen, welche jeder solide Kaufmann da-

bei befolgt, und alle noch zu realisirende Activen, es mögen nun solche in Waaren oder in ausstehenden Schulden oder worin sonst bestehen, so zu würdigen, wie solche zu der Zeit des Bücherabschlusses in der That als wirklich geltend anzunehmen sind, niemals aber soll eine Waare, selbst wenn der relative Werth derselben inzwischen gestiegen wäre, über ihren Einkaufpreis mit Zuschlag der darauf haftenden Kosten angeschlagen werden. 15) Sobald sich bei einem Abschlusse ein Gewinn ergibt, so soll ein Drittel davon, bis zu dem Belaufe von 10 Proc. des vorhandenen Activfonds, als Reservefonds auf den Büchern der Compagnie vorgetragen, die 2 Drittel aber in der Maße vertheilt werden, daß davon der 5. Theil dem Directorium gewährt, die 4 Fünftel aber als Dividende den Actionnairs vergütet werden, und zwar so, daß jede bis zum 30. Juni des Jahrs, an dessen Schlusse sich der Gewinn ergibt, unterzeichnete Actie ihren gleichmäßigen Antheil daran erhält, jede später noch in dems. J. unterzeichnete Actie aber erst an dem Gewinn künftiger Jahre Anspruch zu machen hat. Die Dividenden werden mit den Zinsen des nächsten Termins nach dem Abschlusse, der den Gewinn ergibt, an die Inhaber der Zinscoupons bezahlt. 16) Die Anzeigen der sich ergebenden Gewinndividenden, sowie die Auffoderung zu Erhebung derselben, ergeht an die Actionnairs in den gelesensten öffentlichen Blättern, wenigstens 4 Wochen vor dem dazu bestimmten Termin. 17) Als Gewinn wird jeder die eingelegte Summe der Actien übersteigende Ueberschuß betrachtet, und der Reservefonds hat zunächst die Bestimmung, die möglichen Verluste zu decken, welche sich im unglücklichen Falle im Laufe der Geschäfte ergeben könnten. Wenn z. B. bei der vollen Summe des Actienfonds von 500,000 Thlr. der Reservefonds nach und nach auf das bestimmte Maximum von 10 Proc., also auf 50,000 Thlr. angewachsen wäre, und in einem darauf folgenden unglücklichen Jahre ergäbe sich ein

Verlust von 30,000 Thlr., so würde dieses Deficit aus dem Reservefonds gedeckt, und dieser dadurch auf 20,000 Thlr. vermindert. Gäbe nun das darauf folgende Jahr einen Ueberschuß von 30,000 Thlr., so würde davon wieder 1 Drittel zum Reservefonds genommen und die 2 Drittel vertheilt und damit in den folg. Jahren so lange fortgefahren, bis der Reservefonds wieder die statutenmäßige Höhe von 10 Proc., in dem angenommenen Falle 50,000 Thlr., erreicht hätte. 18) Sollte sich als Resultat eines unglücklichen Geschäftsganges der Verlust eines Drittels des ursprünglichen Capitalstammes der Actien darthun, so sollen sogleich die Geschäfte der Compagnie eingestellt und zur schleunigsten Liquidirung geschritten werden. Auch soll, falls die Compagnie nach Ablauf von 6 Jahren einen geringern Verlust von 10 Proc. des Stammcapitals erlitten hätte, in einer Generalversammlung die Auflösung in Antrag gebracht, und nach Stimmenmehrheit entschieden werden können.

Seehandlungs=Societät in Preußen. Dieser königl. Handelsgesellschaft wurde das Alleinrecht des Handels mit Seesalz und Wachsen gegeben; jedoch ist sie seit 1794 auf den ersten Gegenstand allein eingeschränkt. Die Gesellschaft wurde zuerst 1772 auf 20 Jahre, sodann von neuem auf 3 Jahre und endlich 1794 bis zum 1. Jan. 1808 bestätigt, und erfuhr binnen dieser Zeit in ihren Freiheiten mancherlei Veränderungen. Eine Erweiterung ihres Freibriefes für die folgenden Jahre ist nicht öffentlich bekannt geworden; sie scheint daher in ihren alten Rechten bis jetzt fortzubestehen. Ihr Handelscapital ward anfänglich außer einem Einschusse aus dem Schatze durch 2400 Actien à 500 Thlr. zu Stande gebracht. Den Theilnehmern wurden jährl. 10 Proc. Ausbeute unter königl. Bürgschaft zugesichert; 1794 aber ward diese Ausbeute auf 5 Proc. herabgesetzt. Die Theilnehmer werden als reine Capitalisten betrachtet, und haben durchaus

keinen Antheil an der Verwaltung der Geschäfte der Gesellschaft, sondern diese wird ausschließlich von einer besondern Direction unter dem Finanzministerium, welche in Berlin ihren Sitz hat, besorgt. Bei der Erneuerung des Freibriefes 1794 ward ihre Zahl auf 3000 bestimmt, und ihrer Vermehrung noch Raum gelassen. Gleich bei ihrer ersten Stiftung erhoben sich viele Stimmen gegen den Nutzen dieser Gesellschaft, durften aber unter der Regierung Friedrichs II. nicht laut werden. Der ganze Vortheil, den die Seehandlungssocietät dem Staate brachte, bestand nach dem Edicte vom 4. März 1794 jährlich in 44,000 Thlrn., wovon 14,000 Thlr. an die Invaliden und 20,000 an die Zoll- und Accisecasse gezahlt werden sollten.

Seekrankheit, die Krankheit, welche Diejenigen befällt, die zum ersten Male zur See gehen und noch nicht an die Seeluft und das Schwanken des Schiffes gewöhnt sind, und welche in Schwindel, Erbrechen, Durchfall rc. besteht. Selten findet man Einen, der nicht wenigstens bei den ersten Seereisen von der Seekrankheit litte; Viele, die nur kleine Seereisen machen, werden in der Regel bei einer jeden aufs neue davon befallen. Es bestehen aber die Zufälle selbst in einem hohen Grade von Uebelbefinden, Uebelkeit, Ekel und Abneigung vor Speisen, mit einiger Erleichterung stellt sich dann Erbrechen ein, welches aber oft wiederkommt und die Leidenden, zumal Schwächliche und Frauen, immer sehr angreift. Alle diese Beschwerden vermehren sich, wenn der Kranke auf ist; er wird daher genöthigt, liegen zu bleiben. Sie sind schlimmer, wenn das Meer unruhig oder von Stürmen bewegt ist. So lästig auch die Beschwerden sind, so will man doch nie einige Lebensgefahr dabei beobachtet haben; im Gegentheil sieht man, daß sich dieselben spätestens sogleich verlieren, wenn der Kranke an das Land steigt. Kehrt der Appetit schon auf den Schiffen wieder, so ist dies ein Zeichen von Besserung. Um die Beschwer-

den zu erleichtern, bedient man sich gewöhnlich des Citronensaftes mit Zucker. Aromatische und geistige Einreibungen in die Magengegend könnten auch nützlich sein.

Seekriege. In dem größten Theile des Alterthums, sowie das gesammte Mittelalter hindurch, war der Seekrieg nur ein weniger bedeutender Zweig des Landkrieges, welcher letztere fortwährend die Hauptsache blieb. Damals wurden immer Handelsschiffe schnell zu dem Kriege ausgerüstet und größtentheils mit Landsoldaten bemannt. Seitdem aber der Seehandel durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien immer mehr ausgebreitet worden und die europäischen Mächte immer mehr auf die Erlangung von Colonien ihr Augenmerk gerichtet, entstanden bald bloße See- und Handelskriege, und damit zugleich Seemächte, indem jetzt eigne Kriegsschiffe erbaut und bereit gehalten wurden. So ist in den neuern Zeiten, d. h. vorzüglich in den letzten 150 Jahren, der Seekrieg immer wichtiger und unabhängiger vom Landkriege geworden, mit besondern Regeln und Gebräuchen, die nicht selten denen des Landkrieges durchaus entgegengesetzt sind. Die vorzüglichste Verschiedenheit der Art besteht noch gegenwärtig darin, daß, während in den Landkriegen das Privateigenthum, wenigstens in der Regel, geachtet und keineswegs als ein Gegenstand der Feindseligkeiten angesehen, in Seekriegen hingegen das Privateigenthum, wie das Eigenthum des Staats, als vollgültiger Gegenstand der Feindseligkeiten betrachtet wird.

Seeland, 1) Själlands Stift, dänisches Stiftsamt, besteht aus den Inseln: Seeland, Bornholm, Samsöe, Omöe, Seyeröe, Agersöe, Christiansöe, Amak, zusammen 144 QM. groß, mit 360,000 E. 2) Själland, Insel in diesem Stiftsamte, zwischen dem Sund und dem großen Belt; 15 Ml. lang, 12 Ml. breit, 127 QM. groß,

mit 320,000 E. Getreide- und Obstbau. Sie ist in 5 Aemter getheilt. Ihre Hauptstadt ist Copenhagen. 3) nordwestlicher Theil des helvetischen Cantons Bern, zwischen der Aar, dem Bielersee, Murtensee, Broyefluß und dem großen Morast; enthält die Oberämter Erlach, Aarberg, Nidau und Büren. 4) s. Zeeland.

Seele. Was die Seele sei, ist zu erklären unmöglich, weil die Schöpferin aller Gedanken nicht selbst wieder ein Gedanke sein, und daher nicht in einen endlichen Begriff gefaßt werden kann. Wenn das Nachdenken selbst nur ein einzelner Ausfluß der Seele ist, so fragt sich: Kann der Theil das Ganze, die einzelne Function die Natur der Kraft, aus der sie quillt, das Abbild das Wesen seines Urbildes in sich aufnehmen? So wenig dies möglich ist, so hat sich doch der menschliche Geist jederzeit ein Bild von der Seele entworfen und ihr Eigenschaften zugetheilt, die sie von allem Theilbaren, Nothwendigen und Vergänglichen gänzlich entfernen. Plato hatte sich die doppelte Aufgabe vorgesetzt: Was war der Zustand der Seele vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? und was wird sie nach dem Tode sein? Da hier weder Vernunft noch Erfahrung Etwas bestimmen, kein sterbliches Auge zusehen und mithin keine Vergleichung genügen kann, so nimmt Plato mythische Darstellungen zur Hülfe, die aber neben der schönen Dichtung dennoch einen hohen wissenschaftlichen Werth verrathen. Ein erhabener Gedanke ist, daß die Seele vor ihrem Zeitleben mit den Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigt gewesen sei (platonische Präexistenz), und von denselben abfalle, sobald sie in eine Erscheinungswelt übergehe, jedoch derselben während des Lebens mehr oder weniger theilhaftig werde und sie von den Trübungen läutere. Dieser Gedanke verknüpft sich mit einem reinwissenschaftlichen Interesse. Denn da die Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend wahrhaft unendlich sind und jede derselben im Menschen einen Zug bil-

det, der ihn über alles Endliche zu erheben strebt, so läßt sich von diesem Zuge aus der Schluß auf die Seele selbst machen, daß sie eine unendliche Kraft sein müsse. An die Eigenschaft der Unendlichkeit aber schließen sich die der Immaterialität, Freiheit und Unsterblichkeit an, und so steht dann die Seele, als ein ewiges Wesen, der Materie, als einem Zeitlichen, gegenüber. Wem diese Folgerung nicht genügt, dem mögen dann die der Seele angestammten Vermögen, wie das Ahnungsvermögen, das Gewissen und der Glaube, für jene hohen Eigenschaften noch weitere Bürgschaft leisten. Denn der ewige Zug, der in ihnen waltet, schließt alle Erklärung aus dem Zeitlichen und Endlichen aus.

Seelenheilkunde, psychische Heilkunde, Psychiatrie. Unbezweifelt ist es, daß von Seiten des Körpers aus die freie Thätigkeit der Seele beschränkt werden kann; so sind wir unmittelbar nach dem Genusse einer Mahlzeit wenig zu geistigen Anstrengungen aufgelegt, zu manchen Aeußerungen geistiger Thätigkeit wol selbst nicht einmal fähig; hoch gesteigerte körperliche Bedürfnisse: Hunger, Durst, Müdigkeit, Frost rc. lassen weder ein tiefes Nachdenken noch ein kräftiges Entschließen zu, ja dämpfen sogar die Macht der Leidenschaften und Affecten; Krankheiten des Unterleibes machen uns träg und mürrisch; Lungenkrankheiten erfüllen uns oft noch kurz vor dem Tode mit freudiger weitaussehender Hoffnung; ein Rausch erhöht erst unsere geistigen Thätigkeiten auf eine unnatürliche Weise, um sie dann für eine Zeitlang fast gänzlich zu lähmen; heftige Fieber bringen uns zur Bewußtlosigkeit, zum Irrereden, zum schlafsüchtigen Hinbrüten: Beweise genug, daß die Thätigkeit der Seele zur freien Aeußerung auch gar sehr ihres Körpers bedürfe, und daß eine körperliche Störung wol im Stande ist, die freie Thätigkeit unseres Geistes auf manche Weise zu hemmen und zu beschränken. Aber auch von Sei-

ten geistiger Einwirkungen selbst findet solch eine Störung und Beschränkung unserer geistigen Thätigkeiten wirklich statt. Der Mangel geistiger Eindrücke erhält unsern Geist in einer widernatürlichen Beschränkung; die übermäßig ausgebildete Phantasie bildet in den sogen. verschrobenen Köpfen einen Mangel des richtigen und nüchternen Denkens aus; heftige Affecte verwirren im ersten Augenblick unsere Besinnung, treiben uns zu Worten und Handlungen, die wir bei ruhigerm Zustande bereuen, Leidenschaften treiben uns mit Allgewalt nach Einer Richtung hin und dem offenen, von uns selbst nicht verkannten, Verderben zu u. s. w. So sehen wir denn von 2 Seiten her, von Seiten des Körpers und der Seele, die freie Thätigkeit der letztern beschränkt werden, und wir sehen selbst schon in dem Zustande des Rausches, des fieberhaften Irreseins, des heftigen Zorns u. dgl. solche Verhältnisse, in welchem das Charakteristische der menschlichen Seelenthätigkeit, die Willkühr im Handeln, aufgehoben ist; ja schon der gesunde Menschenverstand des gemeinen Mannes erkennt die aufgehobene Willkühr in jenen Zuständen dadurch an, daß er von Demjenigen, welcher in solchen Zuständen sich befindet, sagt, »er wisse nicht, was er thue«. — Was die Heilung psychischer Krankheiten anlangt, so ist sie, wenigstens in ihrer künstlerischen Ausbildung, mehr das Werk der neuesten Zeiten als der ältern, und es ist selbst die Zeit noch nicht gar so lang vorüber, in welcher man den psychischen Kranken als einen schon durch seine Krankheit selbst für immer von der menschlichen Gesellschaft Ausgeschlossenen betrachtete, und ihn mit Verbrechern der schlimmsten Art zugleich in Ketten und Banden schlug. Es kommen die psychischen Kranken bei den Alten als von den Göttern unmittelbar Gestrafte (Orest, Ajax), als in Thiere Verwandelte (Nebukadnezar), als Besessene ꝛc. vor und nur einzelne Spuren psychischer Heilungen zeigen sich; bei den Aerzten nur bisweilen einzelne Curre-

geln, keine Psychiatrie. Erst in neuerer Zeit gestaltete sich diese als eigenthümliche Wissenschaft und Kunst, in Italien durch Chiarugi (»Della pazzia«, Florenz 1793); in Frankreich durch Pinel (»De l'aliénation mentale«, Paris 1801); in England durch Arnold (»On insanity, lunacy or madness«, Lond. 1782) und Crichton (»On mental derangement«, Lond. 1798); in Deutschland durch Weickard (Philosophischer Arzt«, Frankf. 1782, 3. Bd.), Hoffbauer (»Ueber die Krankheiten der Seele«, Halle 1802) und Reil (»Rhapsodien über die psychische Curmethode«, Halle 1803). Die neuern Beförderer dieses Theils der Medicin sämmtlich zu nennen, würde hier zu weit führen; wir begnügen uns für Italien mit Gualandi; für England mit Cox, Haslam und Wright; für Frankreich mit Esquirol und Pariset; für Deutschland mit Horn, Langermann, Heinroth, Nasse und Jacobi. Die Heilung psychischer Krankheiten geschieht theils durch Arzneimittel, theils durch psychische Einwirkungen. Zu den letztern gehören denn auch die Zwangsmittel mancherlei Art, durch welche man den Zweck hat, den Kranken zur Erkenntniß seines Wahns und seines von Andern abhängigen Zustandes und damit wieder in das Gleis der Vernunft zu bringen.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenorgan. Da die Aeußerung des geistigen Lebens hienieden geknüpft ist an das physische Leben, welches durch wahrnehmbare Organe sich bildet und erhält, so könnte man den ganzen menschlichen Leib selbst das Organ der Seele nennen. Aber durch Wahrnehmung der nähern Beziehung gewisser Theilorgane dieses Körpers auf die geistige Thätigkeit ward man zu der speciellen Frage hingeführt, welches Organ der sogenannte Sitz der Seele oder das Organ sei, von welchem vornehmlich die Thätigkeit des Geistes abhänge. Die Erfahrung aber zeigt unmittelbar kein solches einziges Organ; sie bleibt

nur bei der Wahrnehmung stehen, daß in dem Gehirn und Rückenmark eine äußere Bedingung des Bewußtseins und Denkens vorhanden sei, sowie im Herzen und in dem System der Brust eine besondere Bedingung des Fühlens und Begehrens enthalten ist.

Seelenverkäufer, oder Zettelverkäufer, eine berüchtigte Classe Menschenmäkler in Holland, besond. zu Amsterdam, welche arme und dürftige Leute im Voraus als Matrosen oder Soldaten auf die Schiffe nach Ostindien aufnehmen, bis zur Abfahrt unterhalten und sich dafür von ihrem künftigen Solde bezahlt machen, worauf denn immer Transportzettel oder Schuldbriefe ausgegeben, diese aber immer wieder verkauft und die schändlichsten Mißbräuche damit getrieben werden.

Seelenwanderung nennt man die angebliche Veränderung des Aufenthalts der menschlichen Seele, vermöge deren sie nach einander verschiedene thierische oder menschliche Körper belebt. Da ein Erfahrungsbeweis für diese Meinung nicht denkbar ist, so muß ihr Grund in dem religiösen Glauben an Wechselwirkung und Zusammenhang aller lebendigen Wesen, und an allmählige Reinigung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen Urquell gesucht werden. Von den Indiern ging dieser Glaube in die Geheimlehre der ägyptischen Priesterkaste über, welche einen nothwendigen Kreislauf von 3000 Jahren annahm, den jede Seele nach dem Tode durch verschiedene Thierkörper vollenden müsse, ehe sie in den Wohnungen der Seligen anlange. — Auf diesem Wege empfingen die Griechen den Glauben an die Seelenwanderung, welche sie Metempsychosis (Umseelung oder Seelenwechsel) und Metensomatosis (Körperwechsel) nannten. Pythagoras nahm sie in seine Philosophie als Zeugniß der Unsterblichkeit des Menschengeistes auf. Bei ihm scheint die Lehre von der Seelenwanderung mit der Vorstellung von der bewegenden Kraft

der Seele zusammenzuhängen. Die spätern Pythagoräer lehrten, der Geist solle, von den Fesseln des Körpers befreit, in das Reich der Verstorbenen eingehen, daselbst in einem Zwischenzustande längere oder kürzere Zeit verweilen und dann wieder andere menschliche oder thierische Körper auf ihre Lebensdauer beseelen, bis die Zeit seiner Läuterung beendigt und seine Rückkehr zum Urquell des Lebens möglich sei. Es sollte der Geist des Pythagoras selbst schon zum viertenmale auf Erden gewesen sein. Doch beruht dieses Alles auf spätern Berichten. Die griech. Mysterien kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen. Auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Denn diese Geheimlehre unterscheidet Neulingsseelen, die, nach dem Gesetze des Welthaushalts aus ihrem vorigen ätherischen oder himmlischen Leben auf die Erde heruntergetrieben, zum ersten Mal als Menschen erschienen, von den büßenden Seelen, die zum zweiten Male oder dritten Male zum Einwandern in menschliche Körper genöthigt würden, und von denjenigen Seelen, die aus Neigung zum Körper und zur Erde freiwillig herabkämen, weil entweder die Neugier oder das Wohlgefallen am Individuellen sie herabzöge. Die griech. Dichter und Philosophen haben die Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar, der Pythagoräer, läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schoß der Gottheit auf 10,000 Jahre aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. — Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. — In der ihnen eignen seltsamen Manier malten die Rabbinen die Lehre

von der Seelenwanderung aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gebe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, doch am Auferstehungstage alle geläutert sein und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des gelobten Landes aufleben würden. — Die christliche Sekte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung auch als Bußmittel. — Weit war dieser Glaube verbreitet; die alten Italier, die celtischen Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten ihn, sowie die heidnischen Nationen des östlichen Asiens, die kaukasischen Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrikanischen Neger ihn mit mancherlei Aenderungen noch haben. Eine Folge desselben war bei den alten Aegyptern und ist noch jetzt bei den Hindus die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genuß ihres Fleisches, weil man nicht wissen könne, welchen Ahnherrn, Vetter und Freund man verzehre; auch die Pythagoräer wollten aus gleichem Grund kein Thier tödten.

Seemannsschaft begreift alle Kenntnisse und Fertigkeiten in sich, welche zum Commando und zur Regierung (Manoeuvre) des Schiffs gehören, und der vollendete Seemann, welcher als Befehlshaber (Commandeur oder Capitain) ein Schiff über See führen soll, muß mit den Eigenschaften des beladenen oder unbeladenen Schiffs, seiner Stabilität (Dauerhaftigkeit), Bewegung u. s. w., mit seiner Takelage (Ausrüstung mittelst der Taue, Segel, Segelstangen, Anker u. s. w.), mit den zweckmäßigsten Stellungen dee Segel, dem Gebrauch der Anker, Taue u. s. w., unter allerlei günstigen oder gefährlichen Umständen, welche auf einer weiten Seereise vorkommen, und überdies mit den vornehmsten Seerechten und Gebräuchen seefahrender Nationen bekannt sein.

Seeräuberei. Gegen die eigentlichen Seeräuber haben die

Regierungen zu allen Zeiten bald mehr, bald minder glückliche Anstrengungen gemacht. Inselmeere und buchtenreiche Küsten, wie die in der Levante, im persischen und arabischen Golf, in Ost- und Westindien und im chinesischen Meere, waren von jeher und sind zum Theil noch die Schlupfwinkel dieser Banden. Seekriege befördern oft ihre Ausbreitung auf eine furchtbare Art. So die Flibustier (s. diese). Am kräftigsten haben die Römer durch Pompejus binnen 40 Tagen die Corsaren im mittelländischen Meere, meistens Cilicier (67 v. Chr.), unterdrückt; in der neuern Zeit die Briten die in den indischen Gewässern. Gegen die nordafrikanischen Seeräuber haben die Nordamerikaner ihre Flagge am wirksamsten zu sichern gewußt. Was der deutsche Bund (nachdem sich der viel verkündigende Verein unter Sidney Smith in Paris, und der in Hamburg 1818 gestiftete antipiratische Verein aufgelöst haben) dagegen bewirken wird, muß die Zukunft lehren. Auch der Kaiser Alexander hatte diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Am schlaffsten und bis zur eignen Demüthigung kraftlos haben sich die meisten ital. Regierungen, Portugal und Spanien in dieser Sache gezeigt; und nie waren die Küsten der pyrenäischen Halbinsel dem Unfuge der Corsaren so sehr preisgegeben als eben jetzt. Ueberhaupt verhöhnen gegenwärtig 6 verschiedene Banden von Seeräubern die Macht der europ. Regierungen: 1) Die nordafrikanischen; 1815 befanden sich 49,000 Christensklaven in der afrikan. Gefangenschaft, 2) Die griech. und ital. Abenteurer im mittelländischen Meere und im Archipelagus, gegen welche der Kapudan-Pascha bisweilen in See ging; seit 1823 nahm diese griechische Seeräuberei so überhand, daß mehrere europ. Mächte gegen sie Kriegsschiffe aussandten. Aber erst 1828 gelang es dem Präsidenten Grafen Capodistrias, nachdem ihr Hauptschlupfwinkel Karabusa auf Kreta zerstört war, diesem gräuelvollen Unwesen Einhalt

zu thun. 3) Die südamerikanischen, die kühnsten unter allen, welche mit der Flagge der Insurgenten selbst in den europäischen Gewässern Unfug treiben, ohne den neuen Freistaaten allemal anzugehören. 4) Die persischen und indischen im persischen Meerbusen, die dem indischen Handel vielen Abbruch thun. 5) Die malaiischen in Südasien und die Ladronen in der Südsee, die oft 2 — 300 Segel stark auf die Chinafahrer Jagd machen. 6) Die westafrikanischen, welche die Ashantis und andre Negerfürsten mit Hülfe der Sklavenhändler ausgerüstet haben. Vergl. Caper.

Seer-Beeni-Yaß, Syr-Bon-Yaß, britische, 40 Ml. lange Insel im persischen Meerbusen, mit einer Bank von Perlenmuscheln.

Seerechte, die bestehenden Seegesetze und die Wissenschaft derselben. In unsern Tagen sind die Seerechte der Neutralen von hoher praktischer Wichtigkeit geworden, indem Frankreich die Grundsätze des Seerechts, welche der Friede von Utrecht festgesetzt, als allgemein gültig wollte angesehen wissen, und ihre Nichtanerkennung von Seiten Englands ihm vorzüglich zum Vorwande diente, alle jene ausschweifende Maßregeln gegen dasselbe zu ergreifen, die u. d. N. des Continentalsystems bekannt sind. Allgemein anerkannte Seerechte aber gibt es beinahe gar nicht, indem dieselben größtentheils nur auf Verträgen beruhen, diese aber nur diejenigen Mächte verbinden, welche sie unmittelbar unter sich geschlossen haben, der Gebrauch aber hier ebenso wenig genaue Regeln aufgestellt hat. Die Hauptpunkte, worüber zwischen den Neutralen und Kriegführenden schon seit längerer Zeit gestritten worden, sind: 1) ob frei Schiff frei Gut mache oder nicht? 2) ob unfrei Schiff unfrei Gut mache oder nicht? 3) ob ein in Friedenszeiten den Neutralen verbotener Handel ihnen in Kriegszeiten erlaubt sein könne oder nicht? 4) wie weit sich das Durchsu-

chungsrecht der Kriegführenden gegen neutrale Schiffe, die sowol ohne als mit Convoy segeln, erstrecke? 5) was als Contrebande anzusehen sei? und 6) welche Ausdehnung man dem Begriffe einer Blokade geben dürfe? W. Scott (Vorstand des brit. Prisengerichts) ist der Urheber der neuen Krieg-Seerechtsgelahrheit. Aus s. Entscheidungen, aus Vattel, Bynkershoek, Pothier, Valin u. A. haben Jacobsen und Wheaton (»A digest of the law of maritime captures and prizes«, Neuyork 1815) die einzigen Hauptwerke über diesen praktisch wichtigen Theil des Völkerrechts herausgegeben.

Seestern (Asterias), eine Art von Thierpflanzen oder nackter Würmer mit Gliedmaßen, die einem Sterne mit Strahlen gleichen; dahin gehören das Medusenhaupt, die Seesonne u. m. a.

Seetriften, alles, was die See auswirft; **seetriftig Gut**, alles, was in der See treibend gefunden wird.

Seetzen (Ulrich Jaspar), einer der verdienstvollsten neuern Reisenden, geb. in Ostfriesland. Zu Göttingen unter Blumenbach zum Naturforscher gebildet, erreichte er seinen höchsten Wunsch nach einer Reise nach Asien im J. 1802, wo er vom Herzog von Weimar und M. unterstützt, nach mehreren Gefahren in Constantinopel anlangte, nach 6 Monaten nach Smyrna, von da im Oct. 1803 nach Haleb, wo er Unterricht im Arabischen nahm, dann 1805 nach Damask, und hierauf, halb türkisch, halb arabisch, unter dem Namen **Musa** durch Syrien und Palästina wanderte und merkwürdige Resultate über römische Ruinen und Inschriften sammelte. Nach Damask zurückgekehrt, trat er 1806, als arabischer Schech gekleidet, neue Wanderungen an und machte, bei vielen Gefahren und Mühseligkeiten, unter anderm die so wichtige Entdeckung und Auffindung der bis dahin unbekannten Ruinen von Dscherrasch (Gerasa) — ein Seitenstück zu denen von Palmyra und Baalbeck — eben so zu Am-

man. Bald erreichte er Jerusalem, Jaffa, Acre (wo er seine Tagebücher und Sammlungen ordnete), begab sich dann 1807 unter Führung eines Beduinen aufs neue nach Hebron, auf den Sinai, verweilte mehrere Jahre zu Kairo, wo er seine gesammelten Nachrichten in Ordnung, zugleich aber auch eine kostbare und ansehnliche Sammlung von Handschriften, Antiquitäten, mineralog. und botan. Seltenheiten rc. zusammenbrachte. — Zum Islam förmlich übergetreten (weil er nur dann Mekka und Medina besuchen konnte), machte er im April 1809 eine neue Reise nach Suez, gelangte, unter vielen Schwierigkeiten, im Oct. nach Mekka, dann nach Medina, nahm von dem heiligen Tempel hier, sowie von der heiligen Moschee dort, Grundriß und Charte auf und kam nach Mockha mit dem Plane, nun auch in das Innere von Afrika vorzudringen. Allein das Schicksal steckte ihm hier sein Ziel; denn zu Mockha wurden seine sämmtlichen Sammlungen in Beschlag genommen, er selbst der Zauberei beschuldigt, und als er, um sich zu rechtfertigen und zu seinem Eigenthume wieder zu gelangen, sich selbst an den Imam von Sana wenden wollte, ward er auf der Reise dahin (Oct. 1811) plötzlich ein Opfer des Todes — wahrscheinlich vergiftet. Sein Verlust wurde unendlich bedauert — mit ihm der Verlust eines großen Theiles seiner ausgezeichneten Sammlungen; nur ein Theil davon (aus der frühern Zeit bis zum April 1809) ist in den Händen seiner Familie, und selbst durch diese hat die Geographie, Sprachkunde, Alterthumskunde rc. für die nähere Kenntniß sehr gewonnen.

Seeuhren (Zeitmesser, Chronometer s. d.), zur Findung der Länge auf der See.

Seewasser. Die wichtige Erfindung, aus dem Seewasser trinkbares zu destilliren, anwendbarer zu machen, ist einem Dänen,

dem Capt. von Conninck 1824 gelungen. Seine Vorrichtung ist einfach, wohlfeil und nimmt wenig Raum ein.

Seewissenschaften. Außer den Kenntnissen vom Bau der Seeschiffe, ihrer Regierung, von dem Takelwerk und der Seetaktik, begreift man hierunter auch noch dasjenige, was der Steuermann zu wissen nöthig hat, um sein Schiff sicher über den Ocean zu leiten; indeß trennt man letztere Kenntniß, unter dem besondern Namen der naut. Astronomie, **Schifffahrtskunde** oder Steuermannskunst, gewöhnlich davon, und beschränkt also die Seewissenschaften, in der engern Bedeutung des Worts, auf die oben angegebenen 4 Zweige. Die Seetaktik ertheilt Anleitung, wie eine Flotte bei einem Seetreffen, den Umständen nach (entweder luft- oder leewärts, d. h. entweder auf der Luftseite, von welcher der Wind herkommt, oder auf der Leeseite, nach welcher er hinweht), zu stellen sei, und verbreitet sich zugleich über die zu diesem Behufe erfundenen Signale (Zeichen, welche vom Admiralschiffe als ebenso viel Mittheilungen für die übrigen Schiffe gemacht werden). Insbesondere lehrt noch die Seetaktik, wie ein Schiff, das auf ein andres Jagd macht, und wie das gejagte segeln soll; wie Schiffe in Häfen angegriffen und vertheidigt werden; wie man durch Kriegsschiffe Landungen oder Einschiffungen deckt u. s. w. Mit ihr ist die **Seefortification** verbunden, d. i. die Kunst, Festungswerke zur Vertheidigung von Häfen und Küsten anzuordnen.

Segment (Kreisabschnitt), s. Abschnitt.

Seguidilla, eine Versform im Spanischen, welche aus 4 Versen besteht, in welchen gewöhnlich sieben- und fünfsylbige assonirende Zeilen abwechseln. Meist verbindet sich damit ein Anhang von 3 Versen, Estribillo genannt, in welchen der erste und letzte reimt.

Seguier, 1) **Pierre S.,** geb. 1588, gest. 1672. Ludwig XIII. ernannte ihn zum Großsiegelbewahrer und zum Kanzler von

Frankreich. Man kann ihn mit Richelieu als den Stifter der französ. Akademie betrachten. Auch die Akademien der Bildhauer- und Malerkunst wurden von ihm außerordentlich begünstigt. Sein Name ist unsterblich in der Geschichte der franz. Regierungsverwaltung. — 2) Antoine Louis S., geb. den 1. Dec. 1726 und gest. den 25. Jan. 1792, wird für einen der größten gerichtlichen Redner Frankreichs gehalten. Auch war er Mitglied der franz. Akademie. — 3) Sein Sohn, Anton Jean Matth. S., Baron v., geb. zu Paris den 21. Sept. 1768, wurde vom ersten Consul 1810 zum ersten Präsidenten des kaiserl. Gerichtshofes ernannt. 1814 erklärte sich S. für Ludwig XVIII., der ihn zum Pair und Präsidenten des Appellationsgerichts in Paris ernannte. Baron S. ist ein freimüthiger fester Mann.

Seguin (Armand), wandte die Chemie mit Glück auf Künste und Gewerbe, insbesondere auf Gerberei, an. Als die Republik 1793 Kriegsbedürfnisse bei ihrem Kampfe mit dem gegen sie verbündeten Europa herbeischaffen u. eine Mill. Franzosen bewaffnen mußte, zeigte S. dem Nationalconvente an, daß er Mittel erfunden habe, Häute in Zeit von 3 Wochen zu gerben und vollständig zum Gebrauch zuzubereiten. Er lebt jetzt in Paris und hat mehrere chemisch-techn. Schriften herausgegeben.

Ségur, eine alte französische, jetzt gräfliche Familie. 1) Joseph Alexandre, geb. zu Paris 1752, starb zu Barèges 1805, war der Sohn des Marquis Philipp Heinrich de S., welcher von 1780—87 Kriegsminister war und 1801 starb. Joseph Alex. diente vor der Revolution im Heere. Durch die Herausgabe der »Correspondence secrète entre Ninon de Lenclos, le Marquis de Villarceaux et Mad. de Maintenon« täuschte er die Leser eine geraume Zeit, indem er sich mit der größten Feinheit in die Sitten

und Verhältnisse der damaligen Zeit und in die Charaktere der handelnden Personen hineingedacht hatte. — 2) **Louis Philippe**, sein Bruder, geb. zu Paris den 10. Decbr. 1753, Pair von Frankreich, Mitglied der franz. Akademie, diente im amerikan. Kriege unter Rochambeau und Viomenil. Er erhielt den Cincinnatusorden. Nach dem Frieden von 1783 ward er als franz. Gesandter nach Petersburg geschickt, wo er zu den täglichen Umgebungen der Kaiserin Katharina gehörte, und dadurch für seinen Hof große Vortheile errang. Er schloß z. B. 1787 einen für Frankreich sehr vortheilhaften Handelsvertrag ab, und hinderte die Erneuerung desjenigen mit England. Auf der berühmten Reise Katharinens nach der Krim begleitete auch S. sie mit dem Prinzen von Ligne. Die Revolution führte ihn nach Frankreich zurück. 1790 ward er nach Berlin gesandt, um Preußen von dem Kriege gegen Frankreich abzubringen. Nach der Entsetzung Ludwigs XVI. zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, und widmete sich ganz der Literatur. 1798 gab er sein »Théâtre de l'hermitage« (2 Bde.) heraus, eine Sammlung von Theaterstücken, die er in Rußland für die Privatbühne der Kaiserin abgefaßt hatte; 1800 seine meisterhafte »Histoire des principaux événemens du règne de Frédéric Guillaume II« (auch u. d. Titel: »Décade historique, ou tableau de l'Europe depuis 1786—1796« (3 Bde.), wobei sich ein »Mémoire sur la révolution de Hollande en 1787«, von dem franz. Diplomaten Ant. Bern. Caillard befindet. Nachdem er 1803 Mitglied des Instituts geworden war, rief Napoleon ihn auch in den Staatsrath und ernannte ihn zum Oberceremonienmeister. Nach der Restauration ward er in die Pairskammer aufgenommen. Da er aber nach Napoleons Rückkehr für ihn verschiedene Aufträge übernahm, so erhielt er nach der zweiten Restauration keine Anstellung wieder, blieb jedoch Mitglied der franz. Akademie und wurde

1818 wieder Pair von Frankreich. Sein »Abrégé de l'histoire ancienne et moderne« erschien 1819 fg. Hierauf s. »Histoire de France«. Seit 1824 kamen in Paris die »Oeuvres complètes de Mr. le Cte. de Ségur« (30 Bde., mit 2 Atlas) heraus. Dann erschienen zu Paris 1825 fg. in 3 Bdn. die durch milde Beurtheilung der Zeitgenossen so achtungswerthen »Mémoires, souvenirs et anecdotes par Mr. le Cte. de Ségur, Pair de France«. (Eine gute Uebersetzung davon lieferte L. G. Förster, 12., Quedlinburg 1827.) Von seinen »Oeuvres etc.« erschien 1828 eine 2. Aufl. in 36 Bdn. Er st. zu Paris 1831. — 3) Sein Sohn, Paul Philippe, geb. zu Paris 1780, wurde 1802 Palastadjutant, Marechal de Logis und Gouverneur der Pagen; auch übernahm er einige diplomatische Sendungen in Dänemark und Spanien; 1805 bewog er den General Mack zum Abschlusse der Capitulation; dann zeichnete er sich 1806 bei der Belagerung v. Gaeta und in der Schlacht bei Jena aus, wurde bei Nasielsk von den Russen gefangen; 1807 erstürmte er mit 90 polnischen Lanzenreitern die Höhen der Somo Sierra, wurde Oberster, 1812 Brigadegeneral (Maréchal-de-camp), organisirte in Tours ein Regim. Ehrengarden und zeichnete sich 1813 und 1814 in mehreren blutigen Treffen aus. 1818 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Maréchal-de-Camp. Seine »Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812« (Paris 1825, 2 Bde.), ein Meisterwerk in Hinsicht der Darstellung, hat viele Auflagen erlebt, viele Streitschriften, namentlich die von Gourgaud, und auch ein Duell zwischen Gourgaud und S. veranlaßt.

Sehen, s. Auge.

Seheaxe, die gerade Linie aus dem Mittelpunkte des Auges nach dem betrachteten Punkte.

Sehewinkel. Wir urtheilen über die scheinbare Größe ei=

nes Gegenstandes nach dem Winkel, den die von den Grenzen dieses Gegenstandes auf unser Auge fallenden Lichtstrahlen einschließen; dieser Winkel, dessen Scheitel in den Mittelpunkt des Augensterns versetzt wird, heißt daher sehr passend der Sehe- (optische) Winkel.

Sehne, Flechse, das in die Länge ausgedehnte, sehr zähe Band, welches die Glieder des Körpers mit einander verbindet und die Muskeln in Bewegung setzt; Nerve, Spannader. In der Geometrie, eine Linie, die von einem Punkte der Peripherie bis zum andern Punkte in dieser Peripherie eines Bogens gezogen wird: chorda.

Sehungsbogen eines Sternes wird in der Astr. die geringste Tiefe der Sonne unter dem Horizonte genannt, bei welchem der Stern sichtbar ist.

Seide, das eigenthümliche Gespinnst, womit die Seidenraupe, der Seidenwurm (Phalaena bombyx) sich vor der Verpuppung einspinnt.

Seidelmann (Jakob), Prof. an der Akademie der Künste zu Dresden, geb. 1750. Sein Vater war Kammermusikus zu Dresden. 1771 ging Letzterer, mit einer Pension vom sächs. Hofe und einem Empfehlungsschreiben von der Kurfürstin Mutter an den Ritter Mengs versehen, nach Rom, wo er bis zum Tode dieses berühmten Meisters s. Studien unter dessen Leitung fortsetzte. Kurz nachher schuf er sich eine ganz neue, hauptsächlich zum Darstellen der Antike geeignete Zeichenmanier in Sepia (s. Sepiazeichnungen), die ihm ansehnliche Bestellungen verschaffte. Das bewog in der Folge viele Künstler, sich ebenfalls darin zu versuchen; doch ist er, nebst s. Gattin, deren Lehrer er war, noch immer unerreicht geblieben. Unter andern zeichnete er für den letzten Markgrafen von Baireuth ein ganzes Cabinet, welches sich jetzt in der Gemäldesammlung der verst. Königin von

Preußen zu Berlin befindet. 1731 kam er aus Italien nach Dresden zurück, wo er unaufhörlich beschäftigt war, die vorzüglichsten Gemälde der dortigen Galerie in seiner Manier wiederzugeben. — Nach des Prof. Casanova Tode ward er bei der dresdner Akademie als Professor angestellt. Eine s. gelungensten Arbeiten ist eine Copie der berühmten Nacht des Correggio auf der dresdner Galerie. S. Gattin **Apollonia**, geb. de Forgue, geb. zu Venedig, hat sich durch seelenvolle Nachbildung vieler der schönsten Gemälde der dresdner Galerie als seltene Künstlerin gezeigt. Eine ihrer trefflichsten Arbeiten war die Zeichnung der berühmten Rafael'schen Madonna in dieser Galerie.

Seidenbau ist diejenige Verfahrungsart, wodurch die Seide von dem Seidenwurme gewonnen wird. Dies ist eine Raupe, die von trockenen, frischen Maulbeer-Baumblättern lebt und bei ihrer Verpuppung ein Gehäuse (Cocon) um sich spinnt. Diese Cocons nun (länglichrund, wie ein Taubenei, von gelber, weißer oder grünlicher Farbe), in deren Innern die Puppe des Seidenwurms liegt, und aus welchen sonach die rohe Seide besteht, werden entweder zwischen, durch Terpenthinöl gezogenes, Papier gelegt, oder es wird aufgelöster Kampher verdampft, um dadurch die Puppen zu tödten. Das Abwickeln der Seide von den Cocons erfolgt durch den Seidenhaspel oder auf sogenannten Seidenmühlen, wo durch ein Wasserrad mehrere 1000 Haspeln und Spulen zugleich umgetrieben werden und die Seide nicht nur abgewickelt und gespult, sondern auch zugleich gezwirnt wird. Eine schon 1725 von Thomas und Joh. Lombe in England erfundene Maschine bestand aus 26,586 Rädern und 97,746 Bewegungen, welche 73,718 Faden Seide, so oft sich das Wasserrad (in einer Minute dreimal) umdrehte, und in Tag und Nacht 318,504,960 Faden abarbeiten konnte.

Seidenhase, angorisches Kaninchen, eine Art Kanin-

chen, die eigentlich die Insel Angora zum Vaterlande hat, jetzt aber in Deutschland, Frankreich ꝛc. einheimisch gemacht ist. Wegen der vorzüglich schönen Haare, die an Zartheit und Feine die Seide, das Kameel- und Biberhaar übertreffen, und welche dem Thiere schon nach drei Monaten abgenommen werden, ist dieses Thier eben sowohl, als wegen des Balgs äußerst nutzbar.

Seidenraupe. Dieses Insekt ließ Kaiser Justinian durch Mönche aus Indien nach Griechenland bringen. Mit ihm mußte man auch den Maulbeerbaum aus Asien nach Europa verpflanzen. Das Vaterland der Seidenraupe scheinen alle die Länder Asiens zu sein, wo der weiße Maulbeerbaum, der ihr zur Nahrung dient, wild angetroffen wird. Das vollkommene Insekt, der Seidenvogel, ein Schmetterling, der zu den spinnenden Nachtfaltern gehört, ist mit ausgebreiteten Flügeln ungefähr 1½ Zoll breit und höchstens 1 Zoll lang. Die Flügel sind schmutzig oder gelblichweiß, mit 3 blaßbraunen Streifen und einem mondförmigen, öfters kaum sichtbaren Fleck. Sein einziges Geschäft ist die Fortpflanzung. Das Männchen stirbt bald nach der Begattung. Das Weibchen legt einige Tage nach einander 3—500 Eier und stirbt dann gleichfalls. Die Eier bedürfen zu ihrer Ausbrütung einer Wärme von 18° Fahrenheit und schlüpfen dabei binnen 4—8 Tagen aus. In den heißen Ländern bleiben diese Eier den Winter über an den Bäumen sitzen, und die Räupchen schlüpfen im Frühlinge aus, sobald die Sonnenwärme den Knospen des Maulbeerbaums das Laub entlockt.

Seidler (Johann Friedrich August), Hofrath und Professor, Philolog, geb. zu Osterfeld, einem Städtchen zwischen Zeitz und Naumburg, am 16. April 1779, bezog die wittenberger und leipziger Akademie. S. lebte dann als Hauslehrer in Leipzig, erlangte 1807 die Magisterwürde und wurde 1809 dritter Lehrer an der Nicolaischule.

1817 ging er als ordentl. Prof. der griech. Literatur und Mitdirector des philologischen Seminars nach Halle. Familienverhältnisse bewogen ihn, nach einem 6 — 7jährigen segensreichen Wirken, diesen Ort, wo er sich durch seine Bescheidenheit und gründliche Gelehrsamkeit allgemeine Achtung erworben hatte, zu verlassen und sich in die ländliche Ruhe zurückzuziehen, die er jetzt in Lindenau, einem freundlichen Dorfe unweit Leipzig, genießt. Seine Verdienste um die griech. Tragiker, besonders hinsichtlich der Metrik, sind allgemein anerkannt.

Seife heißt jede Verbindung eines Pflanzenöls oder thierischen Fettes mit einem Alkali, welche sich in reinem Wasser zertheilt und auflöst, damit schäumt und fettige, sowie andere Unreinigkeiten aus Zeuchen hinwegnimmt. — Der Seifenspiritus ist eine Auflösung von Seife in Weingeist.

Seigern, s. Silber.

Seiks oder Sikhs sind eine in Hindostan verbreitete religiöse Sekte, welche sich zum reinsten Deismus bekennt, indem sie nur einen einzigen und unsichtbaren Gott verehrt und sich dadurch vorzüglich von den Hindus unterscheidet. Ihr achtungswerther Stifter war Nanek Schah, aus der Kaste der Schettris und dem hinduschen Stamme der Vedis, welcher 1469 n. Chr. in dem Dorfe Rajepuse, in der Provinz Lahor, geb. wurde. Nanek war noch sehr jung, als einige Fakirs, mit welchen er auf einer Handelsreise zusammentraf, ihn zu dem Nagornaigottesdienst, welcher in der Verehrung eines einzigen Gottes besteht, bekehrten. Eine lebhafte Phantasie machte ihm sein Handelsgewerbe zuwider, und um seine Wißbegierde zu befriedigen, durchwanderte er ganz Hindostan, Persien und Arabien, besuchte die Wallfahrtsorte der Mohammedaner, Mekka und Medina, und die heil. Sekten der Hindus in Wetale, sowie die Picos (mohammedanische Heilige) in Multan. Späterhin lernte er die Lehrsätze der Ssufi's kennen und

befolgte ihre Lehren, vorzüglich benutzte er die Schriften eines zu dieser Sekte gehörigen Mohammedaners Kabik, der in allen seinen Schriften allgemeine Menschenliebe und insbesondere religiöse Duldung empfahl. Nanek entsagte nun allen Weltgeschäften und weihte sein ganzes Leben der reinsten Andacht. Er begeisterte sich zu der erhabenen und menschenfreundlichen Idee, durch eine einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen den Hindus und den Mohammedanern zu bewirken. Er behandelte daher Beider Religion mit Achtung, suchte sie nur des Ueberflüssigen und einander Widerstreitenden zu entladen und sie zu e'ner thätigen Religion, zur reinen Gottesverehrung und Menschenliebe hinzuleiten; daher sagte er: »Hunderttausend Mohammed, eine Million Brahma, Wischnu und Hunderttausend Rahma stehen am Throne des Allerhöchsten, sie sterben Alle: Gott allein ist unsterblich; der allein ist ein guter Hindu, der gerecht, und der ein guter Mohammedaner, dessen Leben rein ist«. Nanek starb gegen 1540 zu Kirtaipur, wo er dicht am Gestade des Rawi begraben liegt. Kirtaipur ist daher bei den Seiks ein heiliger Ort, wo noch jetzt ein Stück von Nanek's Kleidung in seinem Tempel aufbewahrt und den Wallfahrern gezeigt wird. So erhaben wie die von Nanek gestift. Religion, und so menschenfreundlich wie s. Lehren, so rein war sein ganzes Leben. Weit entfernt, wie Mohammed seine Anhänger durch vorgebliche Wunder zu täuschen, antwortete er vielmehr den Jogiswares (welchen man in Hindostan eine durch Selbstpeinigung erworbene Herrschaft über die Naturkräfte beimißt), als sie von ihm Zeichen und Wunder zu sehen verlangten: »Ich besitze Nichts, was des Zeigens werth wäre; ein Lehrer des Heiligen hat nichts zu seiner Vertheidigung, als die Reinheit seiner Lehre. Die Welt kann sich ändern, aber der Schöpfer ist unwandelbar!« Während seines Lebens übte er, als Priester und Herr, die geistliche und weltliche Herr-

schaft über seine Anhänger, die sich Seiks (Schüler) nannten, aus, und vererbte sie bei seinem Sterben nicht auf seine Söhne, sondern auf einen Lieblingsjünger, Namens Lihena, vom Stamme Trehun, welchen er selbst in seine Lehre eingeweiht und mit dem heiligen Mantel eines Fakirs bekleidet hatte. Unter den Nachfolgern in der Herrschaft über die Seiks gab Erdschun, der die Schriften Nanek's sammelte und den »Adi Granth«, das erste heil. Buch der Seiks, herausgab, der neugestifteten Religion zuerst Festigkeit und den Seiks selbst Einheit, erregte aber dadurch auch zuerst die Aufmerksamkeit und Eifersucht der mohammedanischen Regierung, die ihn den Märtyrertod sterben ließ. Um seines Vaters Tod zu rächen, verwandelte Har Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Seiks aus friedliebenden Gläubigen in tapfere Krieger, und unter seiner und seines Enkels Herrschaft dauerte fortwährend der blutige Kampf zwischen ihnen und den Mohammedanern, bis zu Tag Behedue's Hinrichtung. dessen Sohn Guru Gowind genöthigt wurde, mit den Seinigen nach Pindschah zu flüchten, wo ihn ein hinduscher Häuptling aufnahm und ihm Mekhamel am Ufer des Sabledsch eingab. Guru Gowind gründete hier den Staat der Seiks, indem er unter den Bekennern seiner Lehre die hindusche Absonderung in Kasten vernichtete, indem er dem letzten Sudra wie dem ersten Brahminen gleiche Rechte einräumte und durch diese Zerstörung des langgewohnten Vorzugs der höhern Kasten nicht nur die Anzahl seiner Anhänger außerordentlich mehrte, sondern sie auch entflammte, das Heil dieser und jener Welt in der Vernichtung der sie grausam unterdrückenden Mohammedaner zu suchen. Von jetzt an erhielten durch ihre Tapferkeit in den fortwährenden Kämpfen mit ihren Unterdrückern Guru Gowind's Anhänger den Beinamen Sichs oder Löwen, welchen bis dahin bloß die Redschaputs, als die erste Kriegerordnung der Hindus, führten. Dieser Herrscher der Seiks, gleich groß als

Krieger wie als Gesetzgeber, schrieb das »Dasema Padschah ke Granth«, oder das Buch des zehnten Fürsten, so genannt, weil er nach Nanek das zehnte Oberhaupt der Seiks war, und welches, außer religiösen Gegenständen, auch die Geschichte s. Thaten enthält. Es wird von seinen Anhängern eben so heilig geachtet als der »Adi Granth« des Erdschun. Guru Gowind befahl den Seiks, zur steten Auszeichnung vor den Mohammedanern und den Hindus, ein blaues Kleid zu tragen, das Haar wachsen zu lassen und beständig bewaffnet zu sein. Um seine religiösen Einrichtungen noch mehr zu befestigen, stiftete er einen geistlichen Orden, die Alkalis (die Unsterblichen), denen er eine Bonga (ein Stift, Kloster) am heil. Brunnen zu Emoilser anwies, von dessen Einkünften sie ihren Unterhalt beziehen. Diesen Alkalis übertrug er die Bekehrung und Einweihung neuer Seiks, und in ihren Händen ruht noch jetzt die oberste Leitung aller religiösen und bürgerlichen Angelegenheiten. Guru Gowind war das letzte Oberhaupt der Seiks; denn da eine heilige Sage die Zahl dieser Oberhäupter auf 10 beschränkte, und er der zehnte Herrscher nach Nanek war, so sagte er sterbend zu den Seinigen: »Ich übergebe das Reich Gott, der nie stirbt!« Daher glauben die Seiks, daß das Reich unter der besondern Obhut Gottes stehe. Auf diese Weise ist die Staatsverfassung der Seiks eine reine Theokratie. Der Volksglaube ist eine unübersteigliche Schranke für Jeden, der es wagen wollte, sich die Seiks zu unterwerfen und zu beherrschen. Nach Guru Gowind's Tode unterlagen die Seiks nach und nach der Uebermacht der Mohammedaner, und selbst Banda, einer ihrer tapfersten Anführer, wurde nach einer fürchterlichen Gegenwehr in der Festung Lagab mit allen den Seinigen gefangen genommen, nach Delhi geschickt und unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet. Um die verhaßten Seiks endlich ganz auszurotten, ward von der mo-

hammedanischen Regierung ein Preis auf ihren Kopf gesetzt, und jeder, der ergriffen wurde, getödtet. Mit dem erhabensten Heldenmuthe erlitten sie jedoch, oft ihn mehr suchend als fliehend, den Tod des Märtyrers unter den grausamsten Martern, und nichts vermochte sie zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen, sodaß ein mohammedanischer Geschichtschreiber ihnen das Zeugniß gibt, daß nie ein Seik, der auf der Wallfahrt Rambaspur, auch Emeithsee genannt (dem heiligen Orte der Seiks), ergriffen und hingerichtet wurde, seinem Glauben entsagte, um dadurch sein Leben zu retten. Nur wenige Seiks entflohen in unzugängliche Gebirge, und bewahrten da treu den Glauben ihrer Väter und den unauslöschlichen Haß gegen ihre Verfolger. Erst nach Schah Nadir's Rückkehr nach Persien wagten sie sich wieder aus den Gebirgen hervor und eroberten, indem sie die Unruhen benutzten, in welche Nadir's Zug Hindostan gestürzt hatte, ganz Lahor. Gegenwärtig erstreckt sich das Gebiet der Seiks von 28° 40′ bis über den 30° N. Br., und begreift ganz Pindschab, einen Strich von Multan und den größten Theil des Landes zwischen dem Dschumma und Sadledsch, oder die nordwestliche Spitze von Hindostan, 3256 QM. mit 4 Mill. Einw. Einzelne Häuptlinge, die sich bei allgemeinen Angelegenheiten zu einem Landtage zu Emeithsee vereinigen, u. unter der Leitung der Alkalis sich über das Wohl des Staates berathen, herrschen über größere oder kleinere Bezirke dieses Gebiets. Vereinigt sind sie, nach dem Zeugniß des Generals Malcolm, welcher 1805 mit dem britischen Heere in Pindschah war, und welchem wir die ausführlichsten Nachrichten über diese anziehende Religionssekte im 11. Bd. der »**Asiatic researches**«; »**Sketch of the Sikhs**«, (besonders abgedruckt 1812) verdanken, im Stande, 100,000 M. Reiterei zu stellen. Ihr jetziger Beherrscher oder Maha Raja soll Theile von Afghanistan und Kaschmir sich unterworfen haben.

In den einzelnen Gebieten herrschen die ihm untergeordneten Häuptlinge oder Sirdars unumschränkt. Die Residenz des obersten Herrschers ist Lahore mit 100,000 Einw.; die Bundesstadt Amretsir ist zugleich der Stapelplatz für die Kaschmirshawls und den Safran.

Seiler (Georg Friedrich), Theolog und Volksschriftsteller, geb. den 24. Oct. 1733 zu Kreussen bei Baireuth. 1761 ward er Diaconus zu Neustadt an der Heide, 1764 Diaconus zu Koburg, wo er die in 10 Jahren 6 Mal aufgelegte Schrift: »Ueber den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums«, 1769 herausgab, und dadurch sowol seine wissenschaftliche Befugniß als seine aufgeklärte Denkungsart beurkundete. Die anspachsche Regierung stellte ihn daher 1770 als ordentl. Prof. der Theologie zu Erlangen an, wo er hierauf 1772 Universitätsprediger, 1773 geh. Kirchenrath, wirklicher erster Consistorialrath im Consistorium zu Baireuth und Director des von ihm selbst gestift. Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften zu Erlangen, 1788 noch dazu Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums daselbst wurde. In diesen Aemtern bewies er nicht nur als Beförderer der theologischen Wissenschaften, sondern auch vorzüglich auf dem Gebiete s. Wirkungskreises eine unter akademischen Gelehrten seltne Thätigkeit. Verdienstlich waren seine Programme über die Lehren des Christenthums in kirchenhistorischer, dogmatischer und exegetischer Hinsicht, die er, wie seine Compendien der Dogmatik, latein. herausgab. Sehr gemeinnützig machte er sich auch durch seine pädagogischen Schriften. Die Volksschullehrer erhielten von ihm eine Schullehrerbibel, einen zweckmäßigen Bibelauszug mit Anm., Methodenbücher, Katechismen, Fibeln, Lese- und ABC-Bücher, welche, ein vorzügliches Hülfsmittel der Verbesserung des protestantischen deutschen Schulwesens, in und außer Franken und im Würzburgischen auf Befehl des

Bischofs eingeführt wurden. »Die Religion der Unmündigen« mußte man 17 Mal, das »Lesebuch für den Bürger und Landmann,« unstreitig das beste und nützlichste s. Volksbücher, 14 Mal auflegen. Außerdem verdienen s. kirchenhistorischen Tabellen, s. liturgischen und homiletischen Schriften und die »Gemeinnützigen Betrachtungen der neuesten Schriften über Religion, Sitten und Besserung des menschlichen Geschlechts,« eine kritische Zeitschrift, die er von 1776 — 1800 herausgab, rühmliche Erwähnung. Bei dieser vielseitigen literarischen Geschäftigkeit, die die Anzahl s. Schriften auf 170 brachte, konnte es freilich nicht fehlen, daß auch manches Mittelmäßige oder nur auf die Gegenwart Berechnete aus s. eilfertigen Feder kam. Doch erwarb er sich das große Verdienst, die vorhandenen Schätze der Wahrheit mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und philosophischer Klarheit für die Fassungskraft der Ungelehrten und besonders des gemeinen Mannes zugänglich gemacht zu haben.

Seine, einer der größten Flüsse Frankreichs, entspringt zwischen St. Seine und Chanceaux im Depart. Côte d'or, wird bei Merry schiffbar, nimmt die Flüsse Breuvon, Aube, Yonne, Marne, Oise, Eure u. a. auf, fließt durch die Departements Aube, Seine und Marne, Seine und Oise, Eure, Seine und Niederseine, und fällt nach einem Laufe von 96 Meilen bei Havre in den Kanal.

Sejanus, Günstling des Kaisers Tiberius, ein Sohn des Sejus Strabo, aus Vulsinii in Etrurien gebürtig. Sein Vater war ein römischer Ritter, und hatte unter dem Kaiser Augustus die Würde eines Präfectus Prätorio bekleidet. Seine Mutter stammte aus dem berühmten junischen Geschlechte, u. ihr Bruder Junius Bläsius hatte sich als Feldherr hervorgethan. Auch seine übrigen Verwandten hatten die höchsten Staatswürden bekleidet. Der Geburt nach gehörte er eigentlich nicht zu dem Aelischen Geschlechte, sondern er war nur in

dasselbe aufgenommen worden. Im Anfange der Regierung des Tiberius war er s. Vater als Gehülfe in der prätorianischen Feldherrnwürde beigesellt worden, und bald wußte er sich bei dem Kaiser so in Gunst zu setzen, daß er ihm ohne Gehülfen die Würde seines Vaters überließ, als dieser nach Aegypten geschickt wurde. Tacitus schildert ihn als einen Mann von starkem Körperbau und verwegenem Unternehmungsgeiste, der seine eigenen Fehler zu verbergen, Andere anzuklagen, zu rechter Zeit zu schmeicheln, seinen Stolz und seine Herrschsucht unter einer bescheidenen Miene zu verstecken suchte. Den Kaiser hatte er ganz in seiner Gewalt, sodaß er, der gegen jeden Andern immer versteckt handelte, gegen ihn die größte Offenherzigkeit bewies. Als Drusus vom Kaiser nach Pannonien geschickt wurde, um den Aufruhr der Legionen zu dämpfen, begleitete ihn Sejan, der jetzt Präfectus Prätorio war, als Oberaufseher. Nachher stieg er immer mehr in seinem Ansehn bei dem Kaiser, und da seine ehrsüchtigen Absichten jetzt schon zu keimen anfingen, so benutzte er dieses, um das Haus des Germanicus zu unterdrücken, und diesen bei dem schon mißtrauischen Kaiser immer mehr anzuschwärzen; denn wenn Germanicus gestürzt war, so konnte er um so sicherer zur Ausführung seiner Plane schreiten. Bald nachher wurde seine Tochter mit dem jungen Drusus, dem Brudersohne des Germanicus, vermählt — eine Herabsetzung des claudischen Geschlechts und eine Erhebung des Sejan, welche das Volk mit Kummer und Betrübniß erfüllte. Der Kaiser hatte schon lange den Sejan öffentlich für seinen Liebling erklärt, und der sklavische Senat fing nach und nach auch an, ihm mit übertriebener Ehrfurcht zu begegnen. Er bewilligte ihm sogar eine Bildsäule im Theater des Pompejus, welches vor Kurzem abgebrannt und vom Tiber wieder aufgebaut worden war, weil dieser unter vielen Lobsprüchen den Sejan als den Mann darstellte, dessen Sorgfalt und Wachsamkeit die weitere

Verbreitung des Feuers verhindert hätte. Jetzt, wo er im eigentlichen Sinne die zweite Person nach dem Kaiser war, fing er ernstlich an, auf die Ausführung seiner Entwürfe, die Erlangung der höchsten Gewalt selbst, zu denken. Zu dem Ende suchte er sich bei den prätorianischen Cohorten beliebt zu machen, und beredete den Kaiser, da sie vorher in der Stadt und in den benachbarten Orten zerstreut gewesen waren, sie in einem gemeinschaftlichen Lager zu versammeln. In der That gelang es ihm nur zu gut, die Prätorianer auf seine Seite zu bringen; auch im Senat machte er sich bald eine ansehnliche Partei, da es ihm leicht war, nur solche Personen zu Senatoren wählen zu lassen, welche ihm ganz ergeben waren. Indessen mußten noch mancherlei Hindernisse aus dem Wege geräumt werden. Der Sohn des Kaisers, Drusus, war schon vollkommen erwachsen, und die Kinder des Germanicus waren ebenfalls mannbar; alle diese mußten erst aus dem Wege geräumt werden, wenn seinen Absichten Niemand mehr im Wege stehen sollte. Den Anfang machte er mit dem Sohne des Kaisers selbst, der seine Entwürfe durchschaute, und selbst öffentlich ihm seinen Haß zeigte. Es gelang ihm, seine Gemahlin Livia zu verführen, und sie zur Ermordung des Drusus zu bereden, indem er ihr versprach, sie, wenn er die höchste Gewalt in Händen haben würde, auf den Kaiserthron zu erheben. Um sie von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen desto mehr zu überzeugen, schied er sich von seiner Gemahlin Apicata. Dem Drusus wurde ein langsames Gift beigebracht, wovon er in eine abzehrende Krankheit fiel, und starb. Nun bemühte er sich, die Söhne des Germanicus, welche vom Kaiser zu seinen Erben erklärt waren, auf ähnliche Art aus dem Wege zu schaffen. Da ihm aber hier die Wachsamkeit ihrer Mutter, der Agrippina, hinderlich war, so suchte er diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß er sowohl die Livia, die Mutter des Tiber, als auch diesen selbst, durch Verläum=

tungen und falsche Vorspiegelungen gegen sie zu erbittern suchte. Mehrere vornehme Römer, die Freunde und Stützen des Hauses des Germanicus waren, wurden auf seinen Antrieb hingerichtet. Sodann wagte er es, bei dem Kaiser um die Hand der Livia, der Witwe des Drusus, anzuhalten; aber dieser Versuch mißlang, da es demselben doch bedenklich schien, einem Manne aus dem Ritterstande eine Gemahlin aus der kaiserlichen Familie zu geben. Sejan ließ also diesen Gedanken fahren; um jedoch zu verhindern, daß Tiber aus der Menge von Personen, die täglich ihm (dem Sejan) den Hof machten, um sich in seiner Gunst einzuschmeicheln, nicht noch mehr Verdacht schöpfen möchte, beredete er ihn, daß er Rom verlassen und sich an einen angenehmen und ruhigern Ort begeben möchte. Diese Absicht erreichte er wirklich, indem Tiber im 12. Jahre seiner Regierung Rom verließ, und sich nach der Insel Caprea begab. Während dieser Reise hatte Sejanus das Glück, ihn aus einer großen Lebensgefahr zu retten, und dies erwarb ihm das völlige Vertrauen desselben in dem Grade wieder, daß er von nun an allen seinen Anschlägen blindlings folgte. Jetzt erreichte er auch seinen Zweck, die Agrippina und ihren ältesten Sohn, Nero, so anzuschwärzen, daß sie beide verbannt, der jüngere Sohn, Drusus, aber in gefänglicher Verwahrung gehalten wurde, in welchem Zustande Nero zuerst und Agrippina und Drusus 4 Jahre nachher starben. Sejan war nun dem endlichen Gelingen seiner Entwürfe so nahe, daß er kaum noch an der glücklichen Ausführung zweifeln durfte. Alles war ihm ergeben, und buhlte um seine Gunst, da die Besetzung aller Staatsämter, ja die ganze Regierung von ihm allein abhing. Er wurde mehr geehrt und gefürchtet, als Tiberius selbst, und der Senat verordnete die jährliche Feier seines Geburtstages und die Anbetung seiner Bildsäulen, die in allen Gegenden der Stadt errichtet waren. Aber gerade jetzt faßte Tiber den ersten Argwohn ge=

gen ihn, wozu ein Brief, der ihm nach Capreá geschickt wurde, und in welchem der ganze Plan des Günstlings entwickelt war, die Veranlassung gegeben haben soll. Indessen war er klug genug, einzusehen, daß es zu spät sei, gegen den Sejan öffentlich zu verfahren; er verbarg also seinen Verdacht, und bemühte sich zuerst, ihn von Capreá zu entfernen, welches er dadurch bewirkte, daß er ihn zum Consul A. U. 784 ernannte. Sejan argwohnte den Fallstrick nicht; er sah dies als das größte Zeichen von Ehre an, die ihm der Kaiser beilegen konnte, reiste nach Rom ab, und fuhr fort, sich hier vergöttern zu lassen, sodaß eine Senatsversammlung sowohl ihm als dem Kaiser das Consulat auf 5 Jahre bestätigte, und sein Name in allen Aufschriften dem kaiserlichen beigefügt wurde. Indessen fing der Senat nach und nach an, zu merken, daß der Kaiser weniger mit seinem Günstling zufrieden sei, dem er schlechterdings die Rückkehr nach Capreá verweigerte, und dagegen den jungen Caligula bei jeder Gelegenheit hervorzog. Jetzt sah Sejan wohl, daß er entlarvt sei, und er machte sich nun die heftigsten Vorwürfe, daß er zu lange gezögert, und nicht früher schon so manche Gelegenheiten benutzt habe, sich der Person des Tiber zu bemächtigen. Sowie dieser gewahr ward, daß die Partei des Sejan abnahm, so fingen auch seine Briefe an, bestimmter zu werden. Als der entscheidende Streich geschehen sollte, sprengte er, um den Minister einzuschläfern, aus, daß er ihn mit der tribuninischen Gewalt bekleiden lassen, und daß er deswegen ehestens Briefe an den Senat senden würde. Aber diese Briefe enthielten seine Anklage. Der Ueberbringer, Nervius Sertorius Macro, war heimlich von ihm zum Präfectus Prätorio an des Sejans Stelle ernannt worde. Dieser kam des Nachts in Rom an, und eröffnete die Befehle des Kaisers sogleich dem einen Consul, der nicht zu Sejans Anhängern gehörte, damit er des Morgens früh den Senat versammeln könnte. Als Macro

im Palaste mit Sejan zusammenkam, flüsterte er ihm zu, daß seine Briefe vom Kaiser den Senat ersuchten, ihm die tribuninische Gewalt zu ertheilen. Sejan, voller Freuden darüber, nahm nun seinen Sitz in der Senatsversammlung ein, und während der Zeit versammelte Macro die prätorianischen Cohorten, stellte sich ihnen als ihren künftigen Befehlshaber vor, versprach ihnen ein ansehnliches Geschenk vom Kaiser, und schickte sie dann in ihr Lager außerhalb der Stadt. Nun überreichte er im Senat die Briefe des Kaisers an die Consuln, und eilte dann zu den Prätorianern zurück, um allen Verwirrungen vorzubeugen. Die Briefe des Kaisers betrafen erstlich die Hinrichtung von zweien der vertrautesten Freunde des Sejan und dann die Anklage des Sejan selbst. Niemand wagte es, ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sagen, und der Consul befahl, ihn ins Gefängniß zu führen. Auf dem Wege mußte er den äußersten Hohn des erbitterten Pöbels ertragen, der zugleich alle seine Bildsäulen umstürzte. Die Verurtheilung zum Tode erfolgte noch an dem nämlichen Tage. Sein Leichnam wurde dem Pöbel preisgegeben, der ihn gräßlich mißhandelte. Eine Menge Hinrichtungen seiner Freunde machten den Beschluß der schrecklichen Katastrophe.

Selam, s. Blumensprache.

Selbstentzündungen. Feuchtes Heu, Getreide, Waid, Dünger, Wolle u. s. w. sind der Selbstentzündung unterworfen. Sie erhitzen sich durch bloßes Festzusammenliegen und ohne Mitwirkung aller äußern Veranlassung bis zu einem solchen Grade, daß schon auf den Zutritt eines schwachen Luftzuges, oft sogar ohne denselben, die hellen Flammen ausbrechen. Es bedarf daher der größten Vorsicht bei Verwahrung der angegebenen und verwandter Stoffe. Man sorge besonders, daß sie nicht zu fest auf einander gehäuft werden, und daß sie gleich eine solche kühle und luftige Lage erhalten, um von Anfange

an der übermäßigen Aufhäufung von Wärmestoff vorzubeugen. Denn wahrscheinlich entspringen solche Selbstentzündungen aus der durch das feste Zusammenliegen begünstigten innigen Vereinigung der Feuchtigkeiten mit den festen Stoffen, und der daher entstehenden Festigung des Flüssigen, wobei, nach bekannten physischen Gesetzen, eine ungeheure Menge von Wärmestoff frei wird. Merkwürdig ist noch, was neuere Physiker von der Selbstentzündung des lebendigen menschlichen Körpers erzählen. Man will, namentlich in Italien, Personen von sehr trockener Leibesbeschaffenheit, in Folge solcher Selbstentzündung, in Aschenhaufen verwandelt gefunden haben, vorzüglich Frauen nach öfterm unmäßigen Genusse von Branntwein.

Selbstgespräch, s. Monolog.

Selbstherrscher, Autokrator. Unter allen Regenten Europas führt nur der russische Kaiser diesen Titel, welcher die verfassungsmäßige Unbeschränktheit desselben andeutet. Wörtlich wird es durch Selbsthalter übersetzt, welcher Ausdruck bis zur Zeit Katharinas II. gebraucht wurde; lateinisch: **Ipse tenens omnem Rossiam.** Der Ausdruck aller Reussen ist unrichtig, denn der Plural von **Rossia** wird nie gebraucht, und der Laut eu kommt im Russischen nie vor. Man sollte also sagen: Selbsthalter von ganz Rußland. Im Französ. heißt der Titel: **Autocrate de toutes les Russies**, und diese Mehrzahl bezieht sich auf die Eintheilung des Reichs in Groß-, Klein-, Süd-, West-, Neurußland, die Ostseeprovinzen u. s. w.

Selbstliebe, Selbstsucht. Die Selbstliebe, die wir dem Menschen beilegen, wird durch das Vermögen Mittel zum Zwecke zu wählen, und das Mein und Dein zu unterscheiden, vielfach bestimmt. Sie wird zur vernünftigen Selbstliebe, insofern sie auf die wahre Glückseligkeit des Menschen, welche durch Tugend bestimmt wird, gerichtet ist, und die thätige Wirksamkeit für das wahre Wohl

Anderer nicht ausschließt. Dagegen wird sie zur **Eigenliebe**, wo sie nur auf das sinnliche Wohlsein des Ichs hingeht, und dem, was wir Andern zu leisten schuldig sind, im Wege steht. Wird endlich diese Eigenliebe zur Leidenschaft, so heißt sie **Selbstsucht** (Egoismus), und ist sonach die leidenschaftliche Begierde Alles, s. individuellen Zwecken und seinem Wohlsein unterzuordnen. Man unterscheidet aber eine gröbere oder offene und eine versteckte oder feinere Selbstsucht, die sich mit Klugheit äußert. (Vgl. Egoismus.)

Selbstmord (**suicidium, autochiria**). Die Erhaltung des eigenen Lebens ist sittliche Pflicht. Denn das irdische Dasein des Menschen (Leben in allgemeiner Bedeutung) ist als Bedingung seines höhern Vernunftlebens, auf welchem seine Würde beruht, und um dieser Würde willen geheiligt. Jede willkürliche Verletzung des eigenen Lebens, mithin auch die allmälige durch ein pflichtwidriges Handeln verschuldete Lebensverkürzung, ist daher Sünde, insofern sie zugleich ein Angriff gegen diese Würde ist. Noch unsittlicher ist die plötzliche und gewaltsame Zerstörung des eignen Lebens, welche der Mensch auf den Antrieb rein willkürlicher Vorstellungen, Triebe, Neigungen, Leidenschaften und Stimmungen an sich selbst verübt, oder der Selbstmord im engern moralischen Sinne, weil hier der Mensch, aus Mangel an Achtung vor seiner Vernunftwürde, oder aus Verzweiflung an derselben, Dasjenige vernichtet, was die Bedingung enthält, diese Würde forthin zu behaupten und die ihm verliehenen Kräfte, seiner Bestimmung gemäß, auszubilden u. anzuwenden, kurz, weil der Selbstmörder mit s. Vernichtung sich zugleich entehrt (dieser Würde beraubt), die Pflichten gegen andere vernünftige Wesen und gegen den Gesetzgeber und Regierer alles Lebens verletzt. — Mit dem Selbstmorde ist daher der freiwillige Tod (**mors voluntaria**) nicht zu verwechseln, welcher gewählt wird, um diese Würde zu behaupten und für Ideen

zu sterben. Derselbe tritt in den schwer zu beurtheilenden Fällen ein, wo das Leben nur auf Kosten dieser Würde erhalten werden könnte, wo die Fortsetzung des irdischen Daseins unverträglich mit derselben sein würde, oder wo, im Gegentheil, durch Aufopferung des Lebens ein höherer, sittlicher Zweck erreicht werden kann. Denn das Leben ist nicht absoluter Zweck, sondern nur Mittel und Bedingung eines solchen. Hört es daher auf, dieses zu sein (wie wenn der Mensch durch eine äußere Gewalt genöthigt würde, etwas seiner Würde Widersprechendes zu thun oder zu dulden), so hört auch die Pflicht, es zu erhalten, auf. Diese Selbstentleibung ist daher nicht rein willkürlich, sie entspringt nicht, wie der Selbstmord gewöhnlich, aus sinnlichen Trieben, nicht aus Feigheit vor der Qual einer unbefriedigten Sinnlichkeit, nicht aus verschuldetem Zwiespalt im Innern, nicht aus Wahn oder einem verzweifelnden Gewissen, sondern aus Muth und festem Willen, ein würdiges Leben mit dem Tode zu besiegeln, das Leben höhern Zwecken zu opfern und die Würde der Menschheit durch den Tod zu behaupten. Ueber diese Fälle ist schon von frühen Zeiten her sehr gestritten worden, und die Selbstmörder, so wie die weichlichen Vertheidiger des Selbstmordes, haben vergeblich mancherlei Gründe für denselben aufzustellen, oder den Begriff des willkürlichen Selbstmordes mit dem des freiwilligen Todes zu vermischen gesucht. Von beiden ist endlich verschieden der unwillkürliche Selbstmord, d. i. derjenige, welcher in einer krankhaften Beschaffenheit des Körpers, die auf den Geist unwiderstehlich einwirkt, oder in einer solchen Gemüthsstörung seine Quelle hat, vermöge deren das Bewußtsein des Sittlichen oder Unsittlichen der Handlung, und damit auch die freie Willenskraft des Handelnden gehemmt und aufgehoben ist. — Die größte Zahl der Selbstmorde zu Paris fällt zwischen das 35ste und 45ste Lebensjahr bei Männern, u. zwischen das 25ste und 35ste bei Frauen. Unter 15 Jahren gibt es

2mal mehr Selbstmorde bei Mädchen als bei Knaben (weil die ersteren früher reifen und eine Beute der Leidenschaft werden). Getäuschte Liebe und Eifersucht für 2½ Mal mehr Weiber als Männer zum Selbstmord; dagegen erhängen, erschießen oder ersäufen sich eher 3 Männer wegen zerrütteter Vermögensumstände, als eine Frau. Wirklicher Jammer u. Noth soll auf beide Geschlechter in dieser Hinsicht gleich stark wirken. — In den meisten Fällen wirkt jedoch physische und moralische Krankheit zusammen. Hierin liegt der Grund, warum wir bei allem natürlichen und sittlichen Abscheu vor dem willkürlichen Selbstmorde doch ein entscheidendes und verdammendes Urtheil über den Selbstmörder uns nicht anmaßen dürfen. Die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand sind von F. B. Osiander (»Ueber den Selbstmord, s. Ursachen, Arten, medicinisch-gerichtliche Untersuchung und die Mittel gegen denselben,« Hannover 1813), E. W. F. Schultz (»Der natürliche Selbstmord, eine physiolog sche Abhandlung,« Berlin 1815) und Thiele von Thielenfeld (»Gründe für und wider den Selbstmord,« Leipz. 1817; eine populaire Darstellung). Auch findet man schöne und tiefe Ansichten in der kleinen Schrift der Frau v. Staël »Sur le suicide.« (Vgl. auch Stäudlin's »Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmord« (Götting. 1824); und J. P. Falret, »De l'hypochondrie et du suicide. Considérat. sur les causes, sur le siège et le traitement de ces maladies etc.« (Paris 1822, deutsch von G. Wendt).

Seldschukken (kein türkischer Volksstamm, sondern) ein von türkischen Kriegshäuptlingen in Kleinasien und Syrien gestiftetes und von türk. Sultanen beherrschtes Reich, das in der Periode der Kreuzzüge unterging. Es hatte den Namen von Seldschuck, Sohn des Dukak, der in Diensten Jabgu's, des Chagan der Chazaren stand. S. entwich von dem Hoflager des Chagan, und ward der Anführer (ein

türkischer Condottiere) von einer aus den verschiedensten Völkern zusammengelaufenen Horde. Seldschuck's Enkel Togrul-Bey eroberte als Anführer der Miethstruppen des Khalifen Bagdad 1060, wurde Sultan, und hinterließ die Würde des Emir al Omrah (bis 1152) seiner Familie. Der berühmteste Nachkomme desselben, Dschelaleddin, st. 1092. Seit 1104 theilte sich das Reich in mehrere Dynastien, von denen sich das seldschukkische Sultanat von Ikonium (von 1074 bis 1308) am längsten erhielt. An die Stelle desselben trat das Reich der Osmanen (s. d.).

Selene, s. Luna.

Selenographie, Beschreibung des Mondes.

Seleucia hießen mehrere, von Seleucus Nikanor gegründete Städte in Asien. Eine der berühmtesten war die, welche an des alten Babylon Stelle Hauptstadt von Babylonien wurde. Der Tigris und Euphrat strömten nahe an ihren Mauern vorbei, und diese günstige Lage erhob sie zu einer der reichsten Handelsstädte der alten Welt. Nach Strabo übertraf sie noch das große Alexandria und Antiochia, und Plinius spricht von 600,000 Einw. Ihr Stifter verlieh ihr das Vorrecht, in republikanischer Form zu leben, von keinem Statthalter abzuhängen und sich nach eigenen Gesetzen zu regieren. So blühete sie also unter dem Schutze eines mächtigen Staats, ohne doch von Einschränkungen und Bedrückungen zu leiden. Bald war sie mächtig genug, keinen auswärtigen Schutz mehr nöthig zu haben. Als die Parther den syrischen Königen Babylonien weggenommen hatten, ergab sich Seleucia ebenfalls, aber so, daß sie ihre eigene Verfassung behielt, und von einem aus 300 Personen bestehenden Senat, der aus ihren Bürgern gewählt war, regiert wurde. Die Parther hatten in Seleucia wenig zu befehlen, und jeder Versuch, den sie gegen ihre Freiheit machten, war vergebens, wenn nicht innere Uneinigkeiten

ihre Kraft schwächten. Solche Uneinigkeiten entstanden nicht selten, weil unter den Parthern ihre Verfassung in eine Aristokratie ausgeartet war, gegen welche das Volk stets, u. zuweilen mit Glück kämpfte. Außerdem entstanden auch innere Zwiste aus folgender Ursache. Die größte, reichste und mächtigste Anzahl der Einwohner bestand aus Macedoniern und Griechen, es lebten aber auch eine große Menge Syrer und zu manchen Zeiten Juden daselbst. Die beiden letztern wurden von den mächtigen Griechen oft sehr gedrückt, welches mehr als gewöhnliche Unruhen veranlaßte. So z. B. wurden einmal die Juden, deren in Babylonien eine große Menge wohnten, wo sie sogar in der Stadt Neharde einen Räuberstaat angelegt hatten, nach der Vernichtung desselben einer allgemeinen Verfolgung ausgesetzt, und sehr viele wanderten nach Seleucia aus, wo sie einige Jahre ruhig lebten. Die Syrer bekamen durch sie das Uebergewicht, und die Griechen, welche den Umsturz ihrer Macht fürchteten, vereinigten sich mit ihren Klienten unter den Syrern, fielen plötzlich über die Juden her, und erschlugen 50,000 Männer; die übrigen retteten sich nach Ktesiphon. Ist die Zahl von 50,000 erschlagenen Männern nicht übertrieben, so könnte man die Zahl der eingewanderten Juden auf 200,000 ansetzen, die Geflüchteten ungerechnet. Seleucia muß also an Menschenzahl die größten und volkreichsten Städte des heutigen Europa bei weitem übertroffen haben. Obgleich die Stadt den Parthern nicht unterworfen war, so schätzten sie dieselbe doch, und liebten sie ihres Vortheils wegen. Denn durch ihren Reichthum verbreitete sie Segen über alle umliegende Gegenden, und ihr unermeßlicher Handel lieferte den Parthern alles in die Hände, was die entferntesten Theile der Erde zum Luxus und Bedürfniß der Menschen hervorbrachten. Aber durch die Römer erlitt sie endlich das Unglück einer gänzlichen Zerstörung. Diese rechneten bei allen ihren Unternehmungen gegen

Parthien auf die freundschaftliche Aufnahme der Griechen in Seleucia, und fanden sich auch nicht betrogen. Trajan, der zuerst bis in diese Gegend vordrang, konnte ohne Hinderniß von Seiten der Einwohner seine Flotte auf dem Flusse durch die Stadt führen. Erst in der Folge mochten auch in derselben Unruhen entstanden sein, da die Bürger bisher nicht gewohnt gewesen waren, ein fremdes Joch zu tragen; denn man sagt, daß ein römischer General die Stadt geplündert und angezündet habe. Doch der schnelle Rückzug und Tod Trajans verhinderte diesmal ihre gänzliche Vernichtung. Diese erfuhr sie durch den Kaiser Verus, dessen General, der freundschaftlichen Aufnahme ungeachtet, sie auf eine treulose Art von Grund aus zerstörte, unter dem Vorwande einer an römischen Soldaten verübten Gewaltthätigkeit. Sie erholte sich nie wieder. Severus fand sie schon verlassen, und zu Julians Zeiten zeigten nur noch hin und wieder zerstreute Ruinen ihre ehemalige Stelle. — Die Lage von Seleucia läßt sich nicht sicher bestimmen. Daß sie von den Schriftstellern Seleucia am Tigris genannt wird, zeigt bloß ihre Lage in der Nähe dieses Stromes an, und geschah, um sie von den übrigen Städten dieses Namens zu unterscheiden. Eigentlich lag sie an dem großen Seitenkanal, welchen der Euphrat gegen Südosten nach dem Tigris hin abschickte, und zwar an der Ostseite, sodaß sie sich gegen Osten bis auf etwas weniger, als eine Meile zum Tigris hin, ausdehnte. Südlich an Seleucia war der königliche Fluß durch einen Graben in den Tigris abgeleitet, und am südlichen Ende der Stadt waren daher beide Flüsse viel näher, als am nördlichen. Von Babylon lag sie $7\frac{1}{2}$ geogr. Ml. gegen NO. entfernt; wenn daher Plinius die Entfernung beider Städte auf 90 Milliarien schätzt, so ist dies ein Fehler der Abschreiber, statt 40. Die ansehnliche Größe der Stadt erhellet nicht nur aus ihrer großen Bevölkerung, sondern auch aus der Bauart des Landes, denn ohne Zweifel wurden

viele Gebäude, die nicht mit in den Ringmauern lagen, mit dazu gerechnet; auch gab es wohl innerhalb derselben mehrere freie Plätze. Gewiß ist es, daß sie die größte europäische Stadt an Umfang weit übertroffen habe. Ihre Gestalt glich einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln, deren längere Seiten sich vermuthlich längs des königlichen Flusses verbreiteten. Vier oder 5 geogr. Meilen von Bagdad gegen Südosten findet man jetzt an beiden Seiten des Tigris eine weit umher mit Ruinen bedeckte Gegend, welche die Araber al Modain, d. h. die zwei Städte, nennen, und dadurch Seleucia und Ktesiphon bezeichnen. Hier hat sich noch eine 300 Fuß lange Façade eines großen Palastes von römischer Bauart erhalten, von dem Mannert es wahrscheinlich macht, daß er in Seleucia sich befunden habe, und die Residenz des Antiochus gewesen sei. Die Ruine liegt zwar auf der Ostseite des Tigris, aber er findet die Sage der Eingeborenen wahrscheinlich, daß der Tigris seinen Lauf verändert habe.

Seleucus Nikanor (oder Nikator), der Stifter des syrischen Reichs nach Alexander dem Gr. Er war ein Sohn des Antiochus, eines Generals von dem macedonischen Könige Philipp, dem Vater Alexanders und der Laodice. Von der zartesten Jugend an widmete er sich dem Kriege, und begleite Alexander auf seinem Kriegszuge nach Asien, der ihm die Anführung der Elephanten anvertraute. Er zeichnete sich durch seine Tapferkeit und Kriegserfahrenheit bald rühmlichst aus, kam aber doch nach Alexanders Tode, als dessen vornehmste Generale sich in die Provinzen theilten, noch nicht in Betracht, und wurde bei der Theilung übergangen. Nach Diodor und Appian erhielt er die Stelle eines Chiliarchen, oder Anführers der aus dem macedonischen Adel bestehenden Reiterei, eine Würde, welche vorher Hephästion und nachher Perdiccas selbst bekleidet und welche dem letztern seine fast unumschränkte Gewalt erworben hatte. Es ist da-

her beinahe unwahrscheinlich, daß man dem Seleucus eine so ansehnliche Stelle übertragen haben sollte; doch läßt sich denken, daß Perdiccas den Rang und die Gewalt behielt und nur das wirkliche Commando dem Seleucus überließ. Justin macht ihn dagegen zum Oberaufseher des Lagers und diese Nachricht wäre allerdings wahrscheinlicher, wenn nicht Justin der Gewährsmann wäre. Bei der zweiten Theilung erhielt er die Satrapie von Babylonien. Als der Krieg zwischen Antigonus und Eumenes ausbrach, ließ letzterer den Seleucus ersuchen, ihm zum Uebergange über den Euphrat behülflich zu sein und seine Völker zu den seinigen stoßen zu lassen. Aber Eumenes stand auch seinem Wunsche nach Unabhängigkeit im Wege und statt ihm also zu willfahren, schickte er eine Gesandtschaft an den Atigenes, den Anführer der Argyraspiden, und verlangte die Auslieferung des verurtheilten Eumenes; da aber diese nicht gehorchten, sondern von allen Orten Fahrzeuge zusammen brachten, um auch wider Willen des Seleucus den Fluß zu passiren, so faßte dieser den Vorsatz, sie mit sammt dem Eumenes zu verderben, indem er einen Damm durchstach, wodurch die ganze Gegend unter Wasser gesetzt wurde. Schwerlich würde die Armee sich haben retten können, wenn nicht ein Bauer gezeigt hätte, wie das Wasser durch die Durchstechung eines andern Dammes abzuleiten wäre. Da nun Seleucus die Unmöglichkeit sah, ihren Zug zu hindern, so setzte er nach einem gemachten Vertrage die Armee selbst über, um sie bald aus den Grenzen seiner Provinz zu bringen. Antigonus folgte bald darauf dem Eumenes nach, Seleucus machte mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen den letztern, und erhielt von ihm den Auftrag die Belagerung von Susa zu leiten, während er selbst die Feinde angreifen wollte. Nachdem Eumenes gänzlich besiegt worden war, hoffte Seleucus, daß Antigonus ihm, seinem Versprechen gemäß, die Statthalterschaft von Susa ertheilen

würde; aber dies geschah nicht, weil der stolze Sieger lieber Jeden, dessen Macht er fürchten konnte, sich ganz unschädlich, als durch Ertheilung neuer Länder noch gefährlicher machen wollte. Es half ihm daher auch nichts, daß er, jene Undankbarkeit verschmerzend, den Antigonus in Babylon mit aller möglichen Ehre empfing und die ganze Armee etliche Tage lang bewirthete. Antigonus suchte und fand bald Gelegenheit zur Uneinigkeit. Seleucus beleidigte einen Befehlshaber desselben und Antigonus empfand dies so hoch, daß er dem Seleucus Rechenschaft von den Einkünften seiner Provinz und seiner bisherigen Verwaltung abforderte. Dieser gerieth dadurch in große Verlegenheit; denn legte er die Rechnung ab, so erkannte er den Antigonus für seinen Obern, ohne seine Lage dadurch zu verbessern, that er es nicht, so hatte er offenbare Gewaltthätigkeiten, wohl gar für sein Leben zu fürchten. Indessen wählte er doch das letztere und erklärte dem Antigonus, daß er seine Provinz von den Königen zur Belohnung seiner Verdienste empfangen habe und also Niemandem als diesen Rechenschaft schuldig sei. Aber da Antigonus auf seinem Verlangen bestand u. die Zwistigkeiten täglich größer wurden, so flüchtete sich Seleucus mit 50 Reitern zum Ptolemäus nach Aegypten. Hier bemühte er sich nun, ein Bündniß der übrigen Satrapen, des Ptolemäus, Kassander und Lysimachus gegen den übermächtigen Antigonus zu Stande zu bringen und dies gelang ihm ohne viele Mühe. Es wurde eine gemeinschaftliche Gesandtschaft an den Antigonus geschickt, um für die Verbündeten einen Antheil an den gemachten Eroberungen zu begehren, wobei Seleucus seine Provinz Babylon zurückforderte. Antigonus schlug dies, wie es vorauszusehen war, mit Uebermuth ab, und fing den Krieg sogleich an. Seleucus ging mit einer ägyptischen Flotte von 100 Schiffen nach Kleinasien, um die Küste von Jonien und Lydien zu beunruhigen; aber Ptolemäus, der Neffe des Antigonus, nö-

thigte ihn zum Rückzuge, ob er gleich auch nachher noch fortfuhr, an mehreren Orten der feindlichen Provinzen zu landen, das Land auszuplündern und sogar einige Städte einzunehmen. Nachdem Ptolemäus in Syrien gesiegt hatte, bat ihn Seleucus um Unterstützung zur Wiedereroberung Babylons. Er erhielt sie, aber nur 800 Mann zu Fuß und 300 Reiter. Doch unternahm er den Zug, weil er sich auf die Gewogenheit der Babylonier, auf die Verheißung der Königswürde, welche ihm das Orakel der Brangiden bei Miletus gethan hatte, und auf die Verwickelung des Antigonus in andere Geschäfte stützte. Das Glück erfüllte seine Erwartungen noch mehr, als er hoffen konnte. Schon auf dem Marsche durch Mesopotamien zog er tausend Macedonier auf seine Partei herüber, und als er in die Nähe von Babylon kam, lief ihm der größte Theil der Einwohner entgegen und versprach ihm alle Unterstützung, die in ihren Kräften stände. Durch eine vierjährige gelinde Beherrschung hatte er sich ganz die Liebe des Volks erworben und diese ward jetzt durch die entgegengesetzte Behandlung der Befehlshaber des Antigonus zum Enthusiasmus erhoben. Das Volk führte ihn im Triumph in die Stadt ein und die Besatzung des Antigonus ward gezwungen, sich mit den Kindern der vornehmsten Einwohner als Geißeln in eins der Schlösser in der Stadt zu werfen. Da nun noch ein Befehlshaber des Antigonus, Polyarchus, mit 1000 Bewaffneten auf seine Seite trat, so belagerte und eroberte er das Schloß, lieferte die Kinder den Einwohnern wieder aus und wußte sich die Liebe des Volks durch freundlichen Umgang mit den Einwohnern zu erhalten. Zur Verstärkung seiner Macht stellte er nun Werbungen an und suchte besonders eine starke Anzahl Reiter sich zu verschaffen. Antigonus Feldherr in Medien, Nikanor, bot nun alle seine Kräfte auf, um die Sache im ersten Keime zu unterdrücken. Er brachte sehr schnell 10,000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter zusam-

men und zog gegen Babylon; Seleucus zog ihm mit 3000 Fußgängern und 400 Reitern über den Tigris entgegen und verbarg diese kleine Armee in den herumliegenden ausgetrockneten Sümpfen. Nikanor zieht nun bis an den Tigris, erblickt nirgends einen Feind, glaubt, daß dieser sich fürchte und vernachlässigt die Ordnung und Wache s. Lagers. Unvermuthet überfällt ihn Seleucus in der Nacht, bringt Alles in Verwirrung und Nikanor kann nur mit wenigen Leuten sich retten, da ein Theil zum Seleucus übergeht und die übrigen niedergehauen werden. Jetzt erst bittet Nikanor den Antigonus um schleunige Hülfe; aber Seleucus benutzt schnell die Früchte seines Sieges und erobert in kurzem Susiana, Medien und einige angrenzende Länder. Antigonus suchte nun mit der größten Anstrengung, das Verlorne wieder zu gewinnen und sein Sohn Demetrius muß mit 15,000 Fußgängern und 4000 Reitern nach Babylon eilen. Seleucus war entfernt und der Commandant der Stadt Patrokles vermochte nicht Widerstand zu leisten. Er befahl also den Einwohnern die Stadt zu verlassen und sich theils über den Tigris an den persischen Meerbusen, theils über den Euphrat in die Wüste zu ziehen; er selbst besetzte die beiden Schlösser der Stadt und zog sich dann mit der übrigen Mannschaft zwischen die vielen Kanäle des Euphrats, wo ihn die Lage des Orts vor der feindlichen Uebermacht schützte. Demetrius rückte also ohne Widerstand in Babylon ein und eroberte auch eins von den festen Schlössern. Da aber das andere eine langwierige Belagerung erforderte und Demetrius wieder nach Syrien zurück mußte, so gab er die Stadt der Plünderung preis, ließ 6000 Mann zur Belagerung des Schlosses da und eilte nach Syrien zurück. Dieses Corps war so gut wie verloren und Seleucus blieb von jetzt an ungestörter Besitzer von Babylon und den obern Provinzen. Nachdem er die gehörigen Anordnungen in Medien und Susiana getroffen hatte, eilte er gegen die

östlichern und die jenseit des Kaukasus gelegenen Provinzen u. eroberte sie alle bis nach Indien. Auch in diesem Lande führte er mit dem Sandrocollus, der ein mächtiges Reich am Ganges beherrschte, einen langwierigen Krieg, bis endlich eine zwischen beiden Monarchen gestiftete Verwandtschaft einen festen Frieden bewirkte. Von ihm erhielt Seleucus einmal 500 Elephanten zum Geschenk, die ihm späterhin gegen den Antigonus die besten Dienste leisteten. Zehn Jahre wendete er zur Befestigung seiner Regierung in den großen Provinzen des Morgenlandes an, ohne an dem Kriege gegen Antigonus weiter Theil zu nehmen; auch dieser leistete Verzicht auf die Wiedereroberung der obern Provinzen. In seinen ausgebreiteten Ländern herrschte Seleucus nicht nur mit königlichem Ansehn, sondern bediente sich auch des königlichen Titels gegen alle seine Unterthanen; in seinen Briefen an Griechen aber enthielt er sich desselben noch. Man gab ihm jetzt wegen seines unvermutheten Glücks bei dem ganzen Unternehmen den Beinamen Nikanor oder Nikator, des Siegers. Es kam ein allgemeiner Friede zwischen den kriegführenden Parteien zu Stande, der für den Antigonus, da er noch immer der mächtigere Theil war, vortheilhaft ausfiel; vom Seleucus geschieht dabei gar keine Erwähnung und er ward also wahrscheinlich von den Verbündeten ihrem Privatinteresse aufgeopfert, sodaß Antigonus freie Hand behielt, ihn aus seinen Eroberungen wieder zu vertreiben. Ob dieser wirklich einen solchen Versuch machte, ist nicht bekannt. Polyänus führt ein Treffen zwischen dem Seleucus und Antigonus an, in welchem jener siegte. Dieses müßte, dem Zusammenhange nach, in der Periode zwischen dem eben geschlossenen Frieden und der Schlacht bei Ipsus vorgefallen sein und dann hätte also Antigonus wirklich einen Einfall in die Länder des Seleucus gethan, welches in der That auch sehr wahrscheinlich ist; indessen schweigen alle übrigen Schriftsteller davon. —

Nachdem Antigonus und die übrigen Nachfolger Alexanders den königlichen Titel angenommen hatten, folgte auch Seleucus ihrem Beispiele und nannte sich nun auch gegen Griechen König. Im 3. Jahre der 119. Ol. begann der zweite allgemeine Krieg gegen den Antigonus, an welchem denn auch Seleucus Theil nahm. Er brachte eine Armee von 20,000 Mann zu Fuß, 12,000 Bogenschützen zu Pferde, mehr als 100 Sichelwagen und 480 Elephanten zusammen und ging damit nach Kappadocien, wo er sich mit dem Lysimachus vereinigte. In der im nächsten Jahre erfolgenden Schlacht bei Ipsus in Phrygien trug er durch seine Sichelwagen und Elephanten ganz vorzüglich zur völligen Niederlage des Antigonus bei. Während der Sohn des letztern, Demetrius, des Seleucus Sohn Antigonus in die Flucht trieb und ihn zu weit verfolgte, rückten die Elephanten vor und verschlossen der zurückkehrenden Reiterei des Demetrius die Vereinigung mit seinem Fußvolk, da die Pferde sich nicht in die Nähe dieser Thiere bringen lassen. Da also die Flanke des Fußvolks nicht gedeckt war, benutzte Seleucus diesen Zeitpunkt, den Feind durch Ueberflügelung und beständige Drohung des Anfalls in die Flanken furchtsam zu machen, ohne ihn wirklich anzugreifen, weil er so den Uebertritt dieses Flügels zu erzwingen hoffte. In der That ging auch ein großer Theil des Fußvolks zu ihm über und die übrigen wurden nun leicht in die Flucht geschlagen. Mit dem Fall des Antigonus war die Niederlage seiner Armee vollständig und Demetrius rettete sich mit 9000 Mann auf seine Flotte. Die siegenden Könige, Seleucus und Lysimachus, verfolgten ihn nicht, sondern dachten vielmehr auf die Theilung des gewonnenen Reichs, die nach Einigen durchs Loos geschehen sein soll, die aber wahrscheinlicher so beschaffen war, daß jeder nahm, was er erhaschen konnte. Denn Kassander und Ptolemäus bekamen nichts und letzterm entriß sogar Seleucus auch Syrien. Die Theilenden waren

also allein Lysimachus und Seleucus, von denen jeder besetzte, was ihm am bequemsten und nächsten lag. Was die Grenzen zwischen den Besitzungen dieser beiden waren, wird von keinem Schriftsteller angegeben; indessen sieht man aus andern Angaben, daß Seleucus durch den Tod des Antigonus Syrien, Mesopotamien, Armenien, Kalaonien, und noch einen Theil von Cilicien zu seinen schon unermeßlichen Provinzen hinzufügte; Lysimachus aber ganz Kleinasien erhielt. Bald traten zwischen diesem Fürsten und dem Seleucus auch Mißverständnisse ein. Wegen der herrschbegierigen Denkungsart des erstern mußte er von dem letztern für einen ebenso gefährlichen Nebenbuhler gehalten werden, als Antigous und diese Besorgniß ward noch dadurch vermehrt, als Lysimachus sich von seiner Gemahlin Amastris trennte und aus Staatsabsichten die Arsinoe, des Ptolemäus Tochter, heirathete. Um sich gegen diese Verbindung in ein Gleichgewicht zu setzen, warb er im hohen Alter um die noch sehr junge und schöne Tochter des Demetrius, Stratonice. Ein solcher Antrag war dem Demetrius nur zu willkommen; er führte dem Seleucus die Braut in eigner Person zu, wurde von ihm mit aller möglichen Freundschaft empfangen und durch seine Fürsprache mit dem Könige von Aegypten ausgesöhnt. Als indessen sich Demetrius zum Herrn von Cicilien gemacht hatte, änderte Seleucus seine Gesinnungen und verlangte von ihm die Abtretung dieser Provinz gegen eine Summe Geldes. Demetrius verweigerte es und Seleucus drohte, ihm die Städte Tyrus und Sidon zu entreißen, doch blieb es für jetzt noch bei bloßen Drohungen. Als Demetrius in der Folge durch die Waffen des Lysimachus aufs Aeußerste gebracht worden war und jeden Rückzug sich verschlossen sah, so wandte er sich in einem bittenden Briefe an den Seleucus und ersuchte ihn um die Erlaubniß, sich einige Zeit in seinen Ländern aufzuhalten. Seleucus ward anfangs von Mitleiden gerührt, verstat=

tete ihm den Aufenthalt und versorgte seine Truppen mit Lebensmitteln, aber die Vorstellung seiner Minister, wie gefährlich es sei, einem so unternehmenden Kopfe an der Spitze seiner Völker den Aufenthalt im Lande zu gönnen, änderten diese gütigen Gesinnungen. Da Demetrius sich in Cicilien befand, welches jetzt Seleucus besaß, so brach er mit einem Heere auf, besetzte die Eingänge von Syrien und erlaubte seinem Schwiegervater nur nach vielen Bitten auf 2 Monate den Aufenthalt in Kalaonien, um hier den härtesten Theil des Winters vorübergehen zu lassen und dann durch Bekämpfung barbarischer Völker im nördlichen Asien sich einen neuen Wohnsitz zu suchen. Dieser Befehl setzte den Demetrius so in Noth, daß er einen verzweifelten Entschluß faßte. Er griff die Truppen des Seleucus an, schlug sie etliche Mal, bemächtigte sich der Pässe von Syrien und hatte bald ein so großes Heer unter sich, daß er dem Seleucus Trotz zu bieten wagen konnte. Aber er ward krank und seine Soldaten verließen ihn größtentheils. Dennoch wagte er einen verzweifelten Anfall auf das Lager des Seleucus, der aber verrathen wurde und also ohne Wirkung blieb. Am andern Tage zeigte sich Seleucus den feindlichen Soldaten mit abgenommenem Helme und fragte sie, warum sie nicht lieber einem mächtigen Könige, als einem länderlosen Fürsten dienen wollten. Diese Worte machten solchen Eindruck, daß sie alle den unglücklichen Demetrius verließen und zum Seleucus übergingen. Demetrius ergab sich ihm endlich und beschloß sein Leben in einer leidlichen Gefangenschaft. Seleucus bereute jetzt zu spät die gegen ihn bewiesene Härte u. erwies seinem Leichnam alle mögliche königliche Ehrenbezeigungen. — Die ganze Zeit der Ruhe, welche Seleucus nach dem Tode des Antigonus bis auf seinen letzten Krieg mit Demetrins genoß, wandte er zur Einrichtung seiner weitläuftigen Staaten und vorzüglich zur Erbauung neuer Städte an. Von den 34 Städten,

welche er während seiner Regierung erbaute, sind Seleucia am Tigris und Oroates und Antiochia am berühmtesten geworden. Eine merkwürdige Begebenheit in der Familie des Seleucus verdient hier noch angeführt zu werden. Seinen mit einer Partherin, Apame, erzeugten Sohn, Antiochus, liebte er mit der größten Zärtlichkeit, und noch bei seinem Leben übertrug er ihm die Besorgung der wichtigsten Geschäfte in den obern Provinzen. Dennoch hatte er im späten Alter noch die Stratonice geheirathet, weil er sein Reich für mehrere Söhne groß genug hielt. Als einige Jahre dieser Ehe in größter Zufriedenheit verflossen waren, wurde Antiochus krank, verlor zusehends alle Kräfte, und kein Arzt vermochte anzugeben, was ihm eigentlich fehle. Endlich kam des Seleucus Leibarzt, Erasistratus, auf den Gedanken, daß hoffnungslose Liebe die Ursache sei und gab daher genau auf das Betragen des Kranken gegen die Personen vom andern Geschlecht Obacht. Bald bemerkte er, daß Antiochus beim Anblick der schönen Stratonice in ungewöhnliche Bewegung gerieth. Nun entdeckte er dem Vater, was er beobachtet hatte, und fand ihn geneigt, seine eigne Gemahlin abzutreten, um den zärtlich geliebten Sohn zu retten. So ward also Stratonice des Antiochus Gemahlin, und der Vater erklärte ihn zugleich zum Könige der obern Provinzen und ließ ihn dahin mit der neuen Gemahlin abziehen. Seleucia ward seine neue Residenz, so lange Seleucus lebte. Das große Reich desselben war also nun in zwei andere getheilt. Zuletzt führte Seleucus auch noch einen Krieg mit dem Lysimachus, den dessen herrschsüchtige Gemahlin, Arsinoe, durch ihre Grausamkeit gegen ihren Stiefsohn, Agathokles, und dessen Freunde veranlaßte. Da sie beim Lysimachus Alles galt, so entflohen alle seine alten Freunde und vornehmsten Hof- und Kriegsbedienten zum Seleucus und die Befehlshaber in seinen asiatischen Provinzen waren alle bereit, zu diesem überzugehen. Dieser entschloß sich end-

lich, den allgemeinen Aufforderungen gegen den Lysimachus zu folgen, und sobald sich seine Armee zeigte, war auch ganz Kleinasien fast ohne Schwertstreich sein. So sehr Lysimachus eilte, ihm entgegen zu gehen, so fand er ihn doch schon in Phrygien am Hellespont, ward aber völlig von ihm geschlagen und getödtet. Seleucus setzte nun nach Europa über und schmeichelte sich schon mit dem süßen Vergnügen, sein Vaterland, Macedonien, noch einmal zu sehen, es zu beherrschen und daselbst sein Leben zu beschließen. Er überließ daher sogleich seinem Sohne die Regierung von ganz Asien. Aber als er sich Lysimachia näherte und seine Aufmerksamkeit auf ein Denkmal der Vorwelt, auf einen alten Altar, der Argus hieß, weil ihn die Argonauten sollten erbaut haben, richtete, durchbohrte ihn Ptolemäus Ceraunus unversehends rückwärts, entfloh glücklich und brachte die Armee des Seleucus dahin, ihn als König von Macedonien anzuerkennen. Den Leichnam des Seleucus erkaufte Philetärus von Pergamus vom Ptolemäus und schickte ihn seinem Sohne, der ihn zu Seleucia am Meere beisetzte, ihm einen Tempel nach seinem Beinamen Nikator errichtete und göttliche Ehre erzeigen ließ. Der Tod des Seleucus fällt in das 3. Jahr der 124. Ol., im 73. oder n. A. im 78. Jahre seines Alters und im 32. seiner Regierung.

Seleucus, mit dem Beinamen Callinicus, ein Sohn des Antiochus Theos und der Laodice, vierter König von Syrien, der 20 Jahre, von 247 bis 227 vor Chr. G. regierte.

Seleucus, mit dem Beinamen Ceraunus, ein König von Syrien, der nur 3 Jahre regierte und ein Fürst von schwachen Körper- und Geisteskräften war.

Seleucus Philopator, auch Soter, ein Sohn von Antiochus d. Gr. [illegible] Beherrscher von Syrien von 187 — 176 vor Chr. G. Seine Regierung war friedlich, aber aus Schwäche. Aus

Furcht vor den Römern, steckte er sogar das Schwert wieder ein, das er schon gezogen hatte, um dem Könige Pharnaces von Pontus gegen den Eumenes beizustehen. Seinen Bruder Antiochus, der als Geißel in Rom lebte, tauschte er gegen seinen eigenen Sohn Demetrius ein. Er starb endlich an Gift als ein Opfer der Herrschsucht seines Ministers Heliodorus.

Seleucus, der älteste Sohn des Demetrius Nikator und König von Syrien im Jahre 125 vor Chr. G. Seine eigene Mutter, Kleopatra, ermordete ihn, weil sie fürchtete, er möchte ihre Grausamkeit gegen s. Vater rächen und überhaupt selbst regieren wollen.

Seleucus, der älteste Sohn des Antiochus Grypus, welcher ihm im Jahre 97 vor Chr. G. in der Regierung folgte und seines Vaters Halbbruder, den Antiochus Cyzicenus, der sich des Reichs bemächtigen wollte, gänzlich schlug und tödtete. Er war nun wieder Herr von dem ganzen syrischen Reiche, das aber jetzt schon sehr eingeschränkt war. Allein er behielt es nicht lange; denn des Cyzicenus Sohn, Antiochus Eusebes, zog gegen ihn zu Felde, schlug ihn und nöthigte ihn nach der Stadt Mopsvestia zu fliehen, wo aber die Einwohner sich empörten und ihn tödteten.

Seleucus, mit dem Beinamen Cybioscates, ein Bruder des letzten syrischen Königs Antiochus Asiaticus. Wegen seiner Heirath mit der ägyptischen Prinzessin Berenice, des Ptolemäus Auletes Tochter, erhielt er den Thron von Aegypten, machte sich aber durch seinen schmuzigen Geiz bei seiner Gemahlin und den Aegyptern so verhaßt, daß jene ihn erwürgen ließ. Er starb im Jahre 57 vor Chr. G. und war der letzte aus dem Stamme der Seleuciden.

Seligsprechung, s. Beatification.

Selim III., s. Osmanisches Reich, Nizam Dschedid und Mahmud II.

Selinusische Erde, eine schön glänzende und weiche Erde, die bei **Selinus** in Sicilien gegraben wird, sich leicht zerreiben und in Wasser auflösen läßt und den Malern sehr dienlich ist.

Selterser Brunnen. Diese Quelle bei Niederselters unweit Limburg im Nassauischen, auf einem Gebirgsrücken, in einer wild romantischen Gegend, ward zwischen 1500 und 1550 entdeckt, aber im 30jährigen Kriege verschüttet. In der Mitte des 18. Jahrh. war sie noch so wenig im Rufe, daß sie jährl. um 2 Fl. 20 Kr. Rhein. verpachtet war; 1763 betrug der Pacht bereits 14,000, jetzt 80,000 Fl. Das selterser Wasser (unrichtig Selzerwasser genannt), gehört zur Gattung der alkalisch-salinischen Wasser. Es ist hell, perlt sehr und schmeckt etwas salzig. Im Sommer braucht man es gewöhnlich als Tischtrunk, mit oder ohne Wein und Zucker. Angewandt wird es bei Erbrechen, Sodbrennen, Mangel an Appetit, Magenkrämpfen, Gicht, Skropheln, bei Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, Hämorrhoiden, Leber-, Gallen- (besonders mit Milch vermischt) und Lungenkrankheiten, Stein, Gries ꝛc. Bei Neigung zum Bluthusten ist es jedoch schädlich. An der Quelle ist es außerordentlich wirksam, und für schwache Personen als Bad sogar betäubend. Dessenungeachtet wird es dort selbst wenig getrunken. Seit 1803 ist der Brunnen ein herzogl. nassauisches Kammergut. Man füllt hier jährl. über 1 Mill. Krüge, deren jeder 2 volle Pfund Wasser enthält, und die in alle Welttheile verschickt werden. Das Füllen der Krüge findet höchstens 5 Monate im Jahre statt. Von früh bis Mittags treiben die Schöpferinnen ihr Wesen und es darf da Niemand weiter füllen. Von 11 — 1 Uhr kann Jedermann tragbare Lasten füllen. Von 1 bis 7 Uhr Abends füllt man wieder für herzogl. Rechnung. Im Magazin werden 100 gefüllte und gepichte Krüge mit 11 Gulden Rhein. bezahlt.

Semele, die Tochter des Cadmus und Mutter des Bacchus. Vom Zeus geliebt, bat sie sich, auf Eingeben der eifersüchtigen Here, von ihm aus, daß er in seiner wahren Gestalt vor ihr erscheinen möchte; allein das sterbliche Auge vermochte nicht, das himmlische Licht zu ertragen; betäubt sank sie zur Erde und wurde von der ätherischen Flamme verzehrt. Ihr Kind rettete Zeus, indem er es in seine Hüfte verschloß; nach zwei Monaten kam dieses zum zweiten Male ans Licht und wurde den nisäischen Nymphen zur Erziehung übergeben. Daher der Beiname des Bacchus: Dithyrambus, zweimal Geborner.

Semgallen, s. Kurland.

Semiarianer, s. Arianer.

Semilor oder Similor, auch manheimer Gold, ein Metallgemisch aus 5 Theilen Kupfer und 2 Th. Zink.

Seminarium, s. Schullehrerseminarium und Schulen.

Semiotik, auch Semiologie, die Zeichenlehre (von dem griech. *σημειον*, das Zeichen, gebildet), bezeichnet in der Arzneikunde denjenigen Zweig derselben, welcher alle im gesunden und kranken Zustande eintretende, äußerlich erkennbare Erscheinungen im menschlichen Körper, in ihrer Bedeutung auf Leben, Gesundheit, Krankheit oder Tod, erkennen, bestimmen und anwenden lehrt. Die verschiedenen Verrichtungen des Körpers deuten entweder den gegenwärtigen Zustand der Gesundheit oder Krankheit (diagnostische Zeichen), oder den künftigen, als Folge des gegenwärtigen (prognostische Zeichen), an, oder haben Bezug auf Das, was vorhergegangen ist, insofern es auf den gegenwärtigen Zustand Einfluß hat (anamnestische, od. Erinnerungszeichen). Die Semiotik lehrt demnach die Erscheinungen und Zeichen kennen, welche aus dem Alter und Geschlecht, aus den sämmtlichen Verrichtungen des Körpers, aus dem Temperament und der Beschaffenheit der einzelnen Theile des Körpers die Gesundheit bestimmen. Des-

gleichen wird der Krankheitszustand erkannt aus den Zeichen von den Abweichungen der Verrichtungen, z. B. des Athmens, des Pulses, der Nervenempfindlichkeit und den davon abhängigen Verrichtungen und Erscheinungen im Körper, der Beschaffenheit der Sinne und deren Verrichtungen, des Verhältnisses von Wachen und Schlaf, der geistigen Verrichtungen in beiden, der Naturtriebe und natürlichen Bedürfnisse, der Verdauung, des Hungers, der Ausleerungen; aus den Zeichen von der Beschaffenheit des Bluts, des Speichels, der Ausdünstung und des Urins, der Geschlechtsverrichtungen, der äußerlichen Beschaffenheit des Körpers, seiner Haltung, seiner Temperatur, seines Umfangs ꝛc. Endlich lehrt noch die Semiotik die Kennzeichen des Todes, die Zeichen zur Unterscheidung des wahren von dem Scheintode, des natürlichen von dem durch äußere oder innere Gewaltthätigkeiten, Schädlichkeiten ꝛc. bewirkten Tode.

Semipelagianer, s. Pelagianismus.

Semiramis, eine berühmte Königin, das erste Weib, welches über Völker herrschte, ungefähr 900 J. vor Chr. Nach dem Tode ihres Gemahls, Ninus, regierte sie über das von diesem gestiftete große assyrisch-babylonische Reich. Von ihrer Schönheit, Geistesgröße, Thätigkeit wird so viel erzählt, daß man in Versuchung kommt, das Meiste davon für Erdichtung zu halten. Auch die bekannten hängenden Gärten zu Babylon werden ihr zugeschrieben. Sie soll 42 Jahre regiert haben und zuletzt auf Befehl ihres Sohnes Ninyas ermordet worden sein. — In der neuern Zeit hat man klugen Fürstinnen bisweilen diesen Namen beigelegt, z. B. Katharina II.

Semitische Sprachen, s. Sprachenkunde.

Semler (Johann Salomo), einer der einflußreichsten Theologen des 18. Jahrh., geb. 1725 zu Saalfeld, wo er ein Mystiker nach damaliger Hofsitte war, bis er 1742 in Halle zu studiren anfing.

Hier milderte sich sein Mysticismus sehr, weil er sich unter Siegm. Jac. Baumgarten der historischen Theologie widmete. Im täglichen Umgange dieses väterlichen Freundes lernte er das weite Gebiet der Theologie aus dem historischen Gesichtspunkte betrachten, und half bei der Herausgabe der Nachrichten von einer halleschen Bibliothek und der Baumgarten'schen Welthistorie, für die er Uebersetzungen a. d. Engl. mit eignen Anmerk. lieferte; auch ging er dem Hofrath Lenz bei seinen historisch-genealogischen Arbeiten zur Hand und sammelte eine Menge geschichtlicher Kenntnisse, die er in einigen kleinen Schriften niederlegte. Durch diese Proben seines Fleißes ward er unter den deutschen Gelehrten und durch seine Magisterdissertation, eine Vertheidigung der von dem Engländer Whiston angefochtenen Echtheit einiger Stellen des Neuen Testam., auch dem Auslande vortheilhaft bekannt. Mit bessern Aussichten, als seine Demuth ahnte, verließ er daher 1749 Halle und ging nach Koburg, wo er den Professortitel erhielt. Hier übernahm er 1750 die eben erledigte Herausgabe der »Koburger Zeitung«, welche, durch seine gehaltvollen Aufsätze gehoben, ihm den Auftrag zur Abfassung einer Staatsschrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Würtemberg mit seinen Vasallen verschaffte. Die diplomatische Ausführung zu Gunsten des Herzogs erregte in Regensburg Aufsehen, doch die Belohnung für seine historischen Studien erhielt S. durch den Ruf zur Professur der Geschichte und Poesie in Altdorf. 1751 ging er dahin, ward aber schon, nach einem glücklich verlebten Jahre, zu einer theologischen Professur in Halle abgerufen. Hier trat er an die Seite seines Wohlthäters Baumgarten, und in die ihm sonst ganz ungünstige theologische Facultät, als ein bekannter Gegner der darin herrschenden andächtigen Partei, und, wegen seiner Jugend, als ein Ziel des Neides und der Ränke. Ueberdies hatte er Noth, sich in die bei seinen bisherigen Studien weniger beachteten theologischen

Wissenschaften hineinzuarbeiten, obschon seine gründliche Sprachkenntniß und historische Belesenheit ihm wohl zu statten kamen. Sein Genie und Fleiß überwanden jedoch alle Schwierigkeiten; bald sammelten sich Hunderte von Zuhörern in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte, Hermeneutik und Dogmatik, und nach Baumgarten's Tode 1757 übertrug man ihm auch das Directorium des theologischen Seminars. Mit seltener Aufopferung bewies er seine Dankbarkeit gegen Baumgarten's Familie. Er erbte auch den Nachruhm seines großen Lehrers, dessen Leben er 1758 herausgab, und ward eine der ersten Zierden der halleschen Universität. Die anregende Lebendigkeit seines sonst nicht gefeilten Vortrags und noch mehr das Anziehende seiner neuen Ansichten erhielt ihm stets ein volles Auditorium. Mit seinen Collegen lebte er, obwol als Schriftsteller sehr kriegerischer Natur, gern in Frieden, dagegen fehlte es ihm an Weltkenntniß und Takt in den Verhältnissen mit Höhern. Seine Nachgiebigkeit gegen den Minister v. Zedlitz, dem zu Gefallen er aus den Fonds des theologischen Seminars 1777 eine philanthropische Erziehungsanstalt zur Uebung der Seminaristen errichtete, mußte er bitter bereuen, da derselbe Minister ihm das sehr wohl verwaltete Directorium beider Anstalten 1779 durch einen Machtspruch abnahm. Er beruhigte sich über diese und ähnliche Kränkungen auf mineralogischen Wanderungen und mit chemischen Versuchen. Seine Neigung zum Geheimnißvollen machte ihm diese unschuldigen Spiele zum Bedürfniß; er widmete ihnen seine Erholungsstunden, und glaubte in den letzten Jahren seines Lebens sogar auf dem Wege zur Erfindung der Lebenstinctur zu sein, die damals von vielen Liebhabern dieser Kunst gesucht wurde. Es fiel auf, daß derselbe S., der stets für die Rechte der gesunden Vernunft gestritten hatte, nun ein Adept und Goldmacher werden wolle. Doch wer seine immer geschäftige Einbildungskraft, seine Zurückgezogenheit

vom Weltverkehr und den auch mystische Schriften und Zauberbücher nicht ausschließenden Umfang seiner Belesenheit kannte, fand diese Schwäche an dem sonst muthigen Gegner des Aberglaubens verzeihlich. Vieh nachtheiliger war S. der Mangel an philosophischer Systematik und gefälliger Schreibart, der seine Schriften für Leser von höhern Ansprüchen ungenießbar machte. Von den Fortschritten der deutschen Philosophie und Sprache hatte er zu wenig Kenntniß; desto mehr war er in der christlichen Vorzeit einheimisch. Einzelnheiten richtig aufzufassen, gelang ihm eher, als sich zu philosophischen Uebersichten und allgemeinen Grundsätzen zu erheben, weshalb auch in seinen Lehrbüchern wol schätzbare Notizen und feine Bemerkungen, doch nirgends Umrisse eines eigenthümlichen Lehrgebäudes zu finden sind. Aber schon durch diese Ergebnisse einer Forschung, bei der er, unbekümmert, was herauskommen mochte, der historischen Wahrheit unablässig nachging, waren hinreichend, eine Menge alter Vorurtheile in den theologischen Wissenschaften umzustürzen, und der Vernunft auf diesem sonst nur schüchtern berührten Gebiete freiere Bahn zu machen. Was er durch seine Anmerk. zu Wetstein's Prolegomenen und kritischen Schriften, durch seine »Vorbereitung zur theologischen Hermeneutik« und durch seine Abhandlungen von freier Untersuchung des Kanons für die Geschichte des Textes der biblischen Bücher gethan, und theils seinem berühmten Schüler Griesbach vorgearbeitet, theils zum richtigen Verständniß der Schriften des N. Test. nach dem Sinne ihrer Verf. beigetragen; mit welchen siegenden Gründen er auf dem Wege der ihm eignen historisch-kritischen Methode die Veränderlichkeit des Wissens von der Religion und den menschlichen Ursprung vieler theologischen Lehrsätze erwiesen; welchen Einfluß er dem Geiste der religiösen Duldung verschafft, und mit welcher rücksichtslosen, edlen Unerschrockenheit er das Recht der freien gelehrten Untersuchung in Sachen der Reli-

gion erkämpft hat: das wird die Geschichte rühmen, so lange es eine Literatur gibt. Begreiflicherweise kam S. auf diesem Wege zu der Einsicht, die Religion, die dem Menschen frommt, sei ganz etwas Anderes, als die wissenschaftliche Theologie, wie er sie vorfand; er unterschied daher zwischen moralischer Religion, subjectivem Glauben und christlichem Leben, und historischer Religion, objectiver Darstellung der geschichtlichen Entwickelung und Begründung des kirchlichen Lehrbegriffs. Jene nannte er, insofern sie sich nach Maßgabe des Erkenntnißgrades und der Verhältnisse der verschiedenen Individuen mannigfaltig ausbildet, Privatreligion; diese hingegen, insofern sie an bestimmte, kirchlich vorgeschriebene Lehrsätze und Gebräuche gebunden wird öffentliche Religion. Jene wollte er den Einzelnen frei gegeben wissen, wie denn die subjective Ueberzeugung Jedem überlassen bleiben muß; diese hingegen sollte, nach seiner Ansicht, von der Regierung aufrechterhalten werden, damit doch etwas Festes für Alle vorhanden sei. Diesen Grundsätzen gemäß focht S. mit demselben Eifer, welchen er früherhin den Anmaßungen der Pietisten und Schwärmer entgegengesetzt hatte, die naturalistische Zerstörungssucht des Wolfenbüttel'schen Fragmentisten und der Basedow'schen und Bahrdt'schen Schule in heftigen Streitschriften an; denn beide Parteien schienen ihm den Rechten der Gewissen und der öffentlich angenommenen Glaubensregel zu nahe zu treten. Dem Vorwurf der Folgewidrigkeit und tausend ärgerlichen Mißverständnissen konnte er hierbei schon wegen der Unbestimmtheit seiner Ausdrücke nicht entgehen; und da er endlich gar 1788 das preuß. Religionsedict in Schutz nahm, verbitterte man seine letzten Lebensjahre auch durch gehässige Angriffe auf seinen Charakter. Er st. 1791.

Semlin (Zemlin), Stadt in der slavonischen Militairgrenze im österreich. Kaiserreiche, unweit der Mündung der Save in die Do=

nau, Belgrad gegenüber; Vorstadt Franzensthal, 1218 H. 9100 E. Niederlage des Marmaroscher Steinsalzes, Handel nach der Türkei und mit türkischen Waaren.

Semperfrei, s. Send.

Senat, Volks-, auch Reichssenat genannt, ist seinem Wesen nach eine die Einheit zwischen Volk und Staat, oder zwischen der Regierung und den Regierten, vermittelnde, durch den Staatsvertrag errichtete, in ihrer gesetzmäßigen Thätigkeit aber politisch selbstständige obere Behörde, deren Mitglieder verfassungsmäßig ernannt oder gewählt werden. Jene Vermittelung besteht: 1) in der selbstständigen Volksvertretung, 2) in ihrer Aufsicht auf das Ganze, die sie rathgebend, theilnehmend an der Gesetzgebung, und als Hüter der Verfassung ausübt. In unumschränkt monarchischen Staaten vermittelt der Senat ebenfalls die Einheit zwischen dem Volke und dem Selbstherrscher, hängt aber von der Ernennung des Letztern ab; so wie sein Dasein und seine Wirksamkeit auf dem Herkommen, und nicht auf einem Grundvertrage beruht. — Der römische Senat (s. Patrizier), vermittelte in den frühesten Zeiten die Handhabung der Justiz- und Polizeigewalt des Königs, sowie die Leistung der Heerpflicht durch seinen Einfluß im Volke. Späterhin ward die Wahl des Senats (lectio) mit der Censur verbunden. Ein Censor verlas an jedem Lustrum (ein Zeitraum von 5 Jahren) die Namen der Senatoren; den würdigsten unter ihnen zuerst, und dieser hieß dann princeps senatus. Die unwürdigen wurden durch bloßes Weglassen des Namens ausgeschlossen. Die Ritterschaft, ordo equestris, war die eigentliche Pflanzschule des Senats. Ein Senator mußte in der Schätzung (Census) zur Zeit der Republik ein Vermögen von 25,000, zur Zeit des Augustus von 37,500 Thlrn. besitzen. Die obersten Behörden der Regierung versammelten den Senat, welcher die von ihnen vorge-

tragenen Sachen punktweise nach der Stimmenmehrheit entschied; doch hieß nur der einfache Beschluß ein Senatusconsultum; widersprach ein Tribun dem Beschluß, oder war der Senat nicht vollzählig, so galt er nur als ein Senatsgutachten (**senatus auctoritas**), und ward dem Volke vorgelegt. Die Volkstribunen konnten jeden Vortrag im Senate durch ihr Veto rückgängig machen. Vor den Senat gehörten alle Staatsverwaltungssachen, die Wahl der Staatsbeamten, die Gesetzgebung und die Frage über Krieg und Frieden. Auch führte derselbe die Aufsicht über das Staatsvermögen. Zur Zeit der Republik hieß der Inbegriff der Rechte des Senats: **auctoritas**, Ansehen; der des Volks: **potestas**, Gewalt; jener beschloß, **decernebat**, dieses befahl, **jubebat**. Doch blieb das Ansehen des Senats auch dann noch, als er den Volksbeschlüssen (**plebiscita**) unterworfen wurde, groß genug, und in den von ihm abhängigen Sachen galten seine Beschlüsse (**Senatus consulta**), als Gesetze. Unter den Kaisern verlor der römische Senat seine politische Wichtigkeit; doch hießen noch seit Tiber bis auf Konstantin d. Gr. viele kaiserl. Gesetze, die der Senat auf Befehl des Kaisers abfaßte, **Senatus consulta**; sie traten an die Stelle der Volksgesetze, **leges**. Der Senat war aber bald so unterwürfig, daß er über die von den Kaisern in Reden oder Briefen gemachten Anträge oft gar nicht berathschagte, sondern sie durch Beifallszuruf, **acclamatio**, billigte. — Mit dem römischen Senate unter den Kaisern läßt sich weniger der r u s s i s c h e als der ehemalige franz. Reichssenat vergleichen. Jener, vom Kaiser Alexander den 1. Jan. 1810 errichtete, dirigirende Reichsrath (Oberconseil) besteht aus 32 Mitgliedern und 4 Präsidenten, welche sämmtlich vom Kaiser ernannt werden. Als Organ des kaiserl. Willens hat er einen ausgebreiteten Wirkungskreis, kann aber den Willen des unumschränkt regierenden Kaisers nicht beschränken. Er ist gleichsam die Mittelsperson zwi-

schen dem Monarchen und den Unterthanen, da alle Reichsgeschäfte durch ihn gehen. Nur mit den auswärtigen Angelegenheiten, besonders mit Krieg und Frieden, hat er nichts zu thun. Sein Geschäftskreis ist in 4 Depart. getheilt: 1) die Section der Gesetzgebung; 2) die der höchsten Instanz in geistlichen und weltlichen Justizsachen; 3) die der Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande; 4) die der innern Staatswirthschaft. Bei allen 4 Depart. zugleich ist ein Reichssecretair angestellt, der Oberdirector der Kanzlei und zugleich das Organ der gegenseitigen Mittheilungen zwischen dem Monarchen und dem dirigirenden Reichsrathe ist. Der Kaiser führt den Vorsitz selbst, oder in seiner Abwesenheit das von ihm bestimmte Mitglied. Dem Reichsrathe werden alle Gesetze, Verordnungen und Einrichtungen im Entwurfe mitgetheilt, von ihm geprüft und hierauf dem Kaiser zur Vollziehung vorgelegt. Mit dem Reichsrathe sind noch 3 Commissionen verbunden zur Abfassung der Gesetze, für die Bittschriften und für die Reichskanzlei. — Der ehemalige französische Reichssenat hieß Erhaltungssenat, Sénat conservateur. Nachdem Bonaparte durch die Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) an die Spitze der Regierung getreten war, ließ er eine neue (die 4.) Verfassung entwerfen, die vom 22. Frimaire (13. Dec. 1799), welche, außer den 3 Consuln, dem Tribunate und dem gesetzgebenden Körper, jenen Erhaltungssenat einsetzte, der aus 80 wenigstens 40 Jahr alten Mitgliedern bestand, die nach den Vorschlägen des ersten Consuls, des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers sich auf lebenslang selbst wählten, die Verfassung erhalten, deshalb alle Beschlüsse des gesetzgebenden Corps untersuchen, und die Consuln, Tribunen und Gesetzgeber aus den von den übrigen 3 Theilen des Staatskörpers vorgeschlagenen 3 Individuen eins ernennen sollten. Jeder Senator hatte eine jährliche Einnahme von 25,000 Fr.; später stieg sie, ohne die Senatorien

(s. unten), bis auf 36,000 Fr. Diese Versammlung wurde bald ein Werkzeug in den Händen des ersten Consuls, um die Verfassung der Republik in eine Monarchie umzuwandeln. Dies geschah, als der Senat das ihm aus dem Staatsrathe Bonaparte's zugeschickte Senatusconsult, durch welches die franz. Verfassung abermals umgestaltet ward, sofort genehmigte. Dieses, die Verfassung ausbildende Staatsgrundgesetz — denn dies dachte man sich unter einem franz. Senatusconsult — vom 15. Aug. 1801 erklärte die Würde der Consuln für lebenslänglich, und machte den Senat vom ersten Consul abhängig, der die Mitglieder desselben größtentheils zu ernennen oder auszuwählen das Recht erhielt, dieselben auch zu Ministern, Gesandten u. s. w. bestimmen konnte. Doch sollte der erste Consul dem Senate von allen Verträgen, ehe er sie bekanntmachte, Nachricht geben. Bonaparte ließ sich nun, als Präsident des Senats, von den Senatoren den Eid der Treue schwören. Die Zahl der Senatoren sollte damals nur bis auf 120 steigen. Hierauf ward durch ein Senatusconsult vom 4. Jan. 1803 in jedem Appellationsgerichtsbezirk eine Senatorie errichtet, die in einem Schlosse mit einem jährl. Einkommen von 20—25,000 Fr. aus Nationalgütern bestand. Der erste Consul vergab sie auf Lebenszeit an Mitglieder des Senats. Solcher Senatorien waren 32. In der letzten Zeit bestand der Senat aus den kaiserl. Prinzen, den Reichswürdenträgern und 136 Mitgliedern. Er bildete aus seiner Mitte 2 Commissionen, für die persönliche Freiheit und für die Preßfreiheit, welche aber der Willkühr des Kaisers keinen Einhalt thaten. Es ist übrigens bekannt, daß der franz. Senat, sowie er Bonaparte durch das Senatusconsult vom 18. Mai 1804 zum Kaiser erklärt hatte, ihn wiederum, durch den Beschluß vom 3. April 1814, des Throns für verlustig erklärte. Die neue Verfassung, wel-

che Ludwig XVIII. den Franzosen gab, hob den Senat auf. An seine Stelle trat die Kammer der Pairs.

Send, heilige Send, das Sendgericht (Synodus), war bei den Deutschen eine Art geistlicher Gerichte oder Kirchenvisitationen, welche die Archidiakonen in den zu ihren Sprengeln gehörigen Städten und Dörfern jährlich hielten, oder durch die von ihnen verordneten Sendrichter, Sendschöppen, halten ließen, um Alles, was etwa Strafbares, besonders wider die Sonntagsfeier oder die 10 Gebote verübt worden war, und was der Richter aufgezeichnet hatte, zu untersuchen und zu bestrafen. Alle in den Bezirk gehörige Personen mußten vor diesem geistlichen Rügegericht ohne Ausnahme erscheinen. Der gar zu große Mißbrauch, welcher nachher bei diesen sogen. Sendgerichten einriß, war Ursache, daß die Fürsten und Herren sie nach und nach abschafften, besonders da nach der Reformation die protestant. Fürsten sich selbst das Recht, in geistlichen Dingen zu richten, zueigneten. Uebrigens dürfen diese Sendgerichte nicht mit den Centgerichten verwechselt werden.

Seneca, 1) (Marcus Annäus). Er führt auch bei Einigen den Vornamen Lucius und wohnte anfangs zu Corduba in Spanien, verließ aber diese Stadt mit zwei Söhnen, dem M. und L. Annäus Seneca, und kam ungefähr 15 Jahre vor dem Tode des Augustus nach Rom. Einen dritten Sohn, den L. Annäus Mela, ließ er in Spanien, und er ward hier der Vater des Dichters Lucanus. Da er in seinem Vaterlande ein Mann von vornehmem Stande war, so wurde er bald nach seiner Ankunft in Rom in den Ritterstand aufgenommen. Der älteste Sohn, M. Annäus Seneca, wurde von dem Senator Junius Gallio adoptirt, und nahm nun den Namen desselben an. In Rom machte sich der Vater unter Augustus und Tiberius als Rhetor berühmt, und schrieb Declamationen, welche aber verloren gegangen

sind. Dagegen besitzen wir das 1ste, 2te, 7te, 9te und 10te Buch, aber auch diese nicht vollständig, von seinen 10 Büchern causarum judicialium oder controversiarum, eine Sammlung von bürgerlichen Rechtshändeln. Er zeigt darin das Verfahren von mehr als 100 griechischen und lateinischen Rednern in Ansehung der Erfindung, Wendung und Einkleidung, und unterwirft sie einer sorgfältigen Prüfung. Die ganze Sammlung war zum Gebrauch seiner Söhne bestimmt. Auch hat man von Buch unter dem Titel Suasoriae, oder Empfehlungsreden, ein Anhang zu jenem Werke. Wir besitzen es gleichfalls unvollendet. Die Schreibart in beiden Schriften ist gedrängt, aber nicht ohne Zwang. Sie sind den Ausgaben von den Werken seines Sohnes beigefügt; doch hat man auch einige besondere Ausgaben davon. Ob er mit als Verfasser der 10 unter dem Namen des Senecg vorhandenen Trauerspiele angesehen werden könne, davon siehe den folg. Art. gegen das Ende. 2) (L. Annäus), der Sohn des Vorigen, aus Corduba in Spanien gebürtig, berühmt als Lehrer des Kaisers Nero und noch mehr durch seine vorhandenen philosophischen Schriften. Er verließ Corduba mit seinem Vater und kam als Kind nach Rom, ungefähr 15 Jahre vor dem Tode des Augustus. Sein Geburtsjahr fällt in das 2te Jahr nach Chr. G. Er studirte anfangs unter seinem Vater die Beredtsamkeit und legte sich dann mit dem größten Eifer auf die stoische Philosophie, in welcher Attalus, Sotio und Andere seine Lehrer waren. Er nahm dabei im praktischen Leben einige pythagorische Grundsätze über die Enthaltung von Fleischspeisen an. Als aber unter dem Kaiser Tiberius eine Verfolgung gegen die Juden und Aegypter, welche sich auch gewisser Speisen enthielten, erregt wurde, so ließ er sich von seinem Vater bereden, dieser Lebensweise zu entsagen; doch enthielt er sich auch in der Folge der Austern und Pilze, welche damals als Delicatesse sehr geschätzt wur-

den, und gestattete seinem Körper keine Weichlichkeit. Er war zweimal verheirathet. Von seiner ersten Gattin, deren Namen wir nicht kennen, hatte er einen Sohn Marcus; die zweite war Pompeja Paullina, wahrscheinlich eine Tochter des Pompejus Paullinus, der im ersten Jahre der Regierung des Nero in Niederdeutschland die Feldherrnwürde bekleidete. In seinem Jünglingsalter widmete er sich der gerichtlichen Beredtsamkeit mit vielem Beifall und erregte dadurch, wie Tacitus berichtet, die Eifersucht des Kaisers Caligula, der selbst ein großer Redner zu sein sich dünkte, so sehr, daß sein Untergang unvermeidlich gewesen wäre, wenn nicht eine Maitresse des Kaisers diesem versichert hätte, daß Seneca durch sein Studiren und seine strenge Lebensart seinen Körper so geschwächt habe, daß er nur noch kurze Zeit leben könne. Indessen erreichte er doch, troz seiner anfangs so schwächlichen Gesundheit, ein hohes Alter. Noch vor der Regierung des Claudius bekleidete er die Quästur, man weiß aber nicht, ob dies schon unter Tiberius oder erst unter dem Caligula geschehen sei. Claudius verbannte ihn nach der Insel Corsica, weil er ihn eines verbotenen Umgangs mit der Prinzessin Julia, der Schwester des verstorbenen Kaisers Caligula, beschuldigte; doch war dieser Verdacht höchst wahrscheinlich ungegründet. Agrippina brachte aber in der Folge den Claudius dahin, daß er ihn aus dem Exil zurückrief und ihn mit der Prätorwürde beehrte. Zugleich ernannte sie ihn zum Erzieher ihres Sohnes Nero, den er vornehmlich in der Beredtsamkeit unterrichtete und welchen er die ersten Jahre seiner Regierung, die so rühmlich für ihn sind, leitete. Indessen bemühete er sich doch vielleicht zu wenig, die Leidenschaften des jungen Fürsten einzuschränken und Dio Cassius legt geradezu seiner Nachsicht die vielen Abscheulichkeiten und Laster des Nero zur Last. Ueberhaupt wird sein moralischer Charakter von mehreren Gelehrten angegriffen und wenigstens nicht mit Unrecht scheint er der

Habsucht beschuldigt werden zu können. Auch scheint es, daß er den ersten Liebeshandel des Nero mit der Acte thätig befördert habe, theils aus Haß gegen den Claudius und die Massalina, deren Tochter Octavia Nero geheirathet hatte, theils um der Herrschsucht der Agrippina Schranken zu setzen, theils wohl auch in der guten Absicht, das jugendliche Feuer des Kaisers auf eine, wie er glaubte, unschädliche Art ausbrausen zu lassen. Im Jahre Roms 815 (62 nach Chr. G.) bekleidete er mit dem Trebellius Maximus das Consulat. Aber bald darauf fingen seine Feinde und Neider an, ihn durch verschiedene Beschuldigungen bei dem Kaiser anzuschwärzen. Sie verklagten ihn wegen seiner unersättlichen Habsucht, daß er, um die ungeheuren Reichthümer, die er besäße, sich zu verschaffen, ganz Italien und die Provinzen des römischen Reichs durch seinen Wucher geplündert, und eine Menge Erbschaften auf eben so listige als unrechtmäßige Weise an sich gerissen habe; daß er von dem römischen Volke eine Ehrerbietung verlangte, wie sie keinem Privatmanne zukomme, daß er es sogar wage, seinen Kaiser zu verspotten, zu tadeln und sich allein das Verdienst zuzuschreiben, wenn er große Tugenden und Talente besäße. Die ersten dieser Beschuldigungen mochten freilich wohl nicht ganz unwahr sein. Seneca merkte, daß ihm ein Ungewitter drohe und beschloß ihm dadurch zuvor zu kommen, daß er den Kaiser um die Erlaubniß bat, sich ganz vom Hofe u. von den öffentlichen Geschäften entfernen u. ihm alle die Reichthümer wiedergeben zu dürfen, welche er durch seine Gnade erlangt habe. Aber Nero schlug dieses Gesuch mit den freundschaftlichsten und gültigsten Ausdrücken ab und bat ihn, noch ferner sein Freund und Rathgeber zu bleiben. Indessen änderte doch Seneca seine bisherige Lebensart, befliß sich, so gut es möglich war, der größten Eingezogenheit, nahm nur wenig Besuch in seinem Hause an, vermied außer demselben alles Gefolge und ließ sich nur selten öffentlich

sehen. Diese Eingezogenheit ward immer strenger, je mehr Nero sich seinen lasterhaften Günstlingen zu überlassen und seine Regierung in Tyrannei zu verwandeln anfing, damit man ihn theils nicht der Theilnahme an seinen Verbrechen beschuldigen und er um so mehr vermeiden möge, dem Fürsten ein Aergerniß zu geben. Er entsagte sogar den Freuden der Tafel und lebte von den einfachsten, durch die Natur selbst bereiteten Speisen. Nero, der aber auch keinen stillschweigenden Zuschauer seiner Handlungen haben wollte, vor dem er erröthen müsse, wünschte nichts sehnlicher, als eine Gelegenheit zu finden, ihn auf die Seite zu schaffen. Diese fand sich, als die Verschwörung des Natalis und Piso gegen den Kaiser entdeckt wurde. Natalis beschuldigte den Seneca, daß er darum gewußt habe. Obgleich seine Angaben sehr unzuverlässig und von wenig Bedeutung waren, Seneca auch ganz läugnete, daß er niemals der ihm angeschuldigten Ausdrücke sich bedient habe; so befahl doch der Kaiser dem Tribun Chranius Sylvanus, dem ehrwürdigen Greise anzukündigen, daß er sich selbst eine Todesart wählen solle. Seneca hörte das Todesurtheil mit der Ruhe eines Philosophen an, tröstete seine Freunde und seine zärtlich geliebte Gattin, welche erklärte, daß sie mit ihm sterben wolle. Beide ließen sich nun zu gleicher Zeit die Adern öffnen. Da aber wegen seines Alters das Blut nur langsam aus den Adern floß und er viel Angst ausstehen mußte, so beredete er seine Gattin, sich in ein anderes Zimmer zu begeben, damit ihre Standhaftigkeit nicht durch den Anblick seiner Leiden erschüttert werden möchte. Paullina wurde indessen auf Befehl des Kaisers gerettet, indem die Sklaven die geöffneten Adern wieder verbinden mußten. Sie überlebte ihren Gemahl aber nur noch wenige Jahre und befand sich immer in einem kränklichen Zustande. Ungeachtet Seneca noch mehr Adern sich hatte öffnen lassen, so wollte doch das Blut nicht fließen. Er nahm daher seine Zuflucht zu Gift, und

dann zu einem warmen Bade, aber ebenfalls vergebens. Man brachte ihn also in ein heißes Bad, wo er vom Dampfe erstickte. Er starb im 53sten Jahre seines Alters, n. Chr. G. 65. Sein Körper wurde, seinem eigenen Begehren zufolge, ohne alles Gepränge begraben. Dio Cassius versichert, daß er mit um die Verschwörung gewußt habe und Tacitus spricht wenigstens zweideutig davon, erzählt auch von einem Gerücht, daß nach Ermordung des Nero dem Seneca die Regierung habe übertragen werden sollen. — Unter den philosophischen Schriftstellern der Römer behauptet Seneca nach dem Cicero den ersten Rang. Die Hauptzüge seines schriftstellerischen Charakters sind eine ausgebreitete Gelehrsamkeit in der Naturkunde und Philosophie, in der Geschichte und Rechtswissenschaft, verbunden mit scharfer Urtheilskraft, einer feurigen Phantasie, und einem fruchtbaren treffenden Witze; ferner eine aus dem Umgange mit der großen Welt, aus persönlichen Verhältnissen mit dem despotischsten und mächtigsten Hofe der Erde und aus dem selbst empfundenen Wechsel der Launen des Schicksals geschöpfte tiefe Erfahrung über Welt und Menschen. Seine Schriften sind daher musterhafte Handbücher der Lebensweisheit, insbesondere für Menschen, die in der großen Welt leben und wirken wollen. Es gibt schwerlich philosophische Schriften des Alterthums und der neuern Zeit, die einen solchen Reichthum an praktischen Bemerkungen zur Veredlung des Charakters, zur Gewinnung der Herrschaft über die Leidenschaften, zur Mäßigung im Glücke, zur Beruhigung und Standhaftigkeit im Unglücke; so viele interessante, oft mit wenigen Zügen hingeworfene, Gemälde der moralischen Natur des Menschen in ihren mannichfaltigen, mit einander contrastirenden Aeußerungen, in einer eben so anziehenden, kräftigen und sinnreichen Darstellung enthalten, wie die moralischen Abhandlungen des Seneca. Doch ist freilich nicht zu läugnen, daß der zu raffinirte rhetorische Geschmack seiner

Zeit im Ganzen auf seine Darstellung einen nachtheiligen Einfluß gehabt hat. Seine Beredtsamkeit will oft mehr schimmern und blenden, als überzeugen, rühren und durch natürliche Schönheit gefallen. Sie wird eben daher durch die Ueberladung mit witzigen Antithesen, gesuchten Metaphern, gelehrten Anspielungen und declamatorischen Tiraden lästig und ermüdend. Indessen sind diese Fehler doch nicht so groß und so häufig, daß sie den vortheilhaften Eindruck des Ganzen beträchtlich schwächen sollten. In der theoretischen Philosophie, vornehmlich der empirischen Physik, war Seneca Eklektiker. Er war aber auch Selbstbeobachter der Natur, obgleich seine physikalischen Untersuchungen und Resultate die Kindheit der Wissenschaft überhaupt in jener Periode verrathen. Als Moralphilosoph bekannte er sich zu dem stoischen System, wich aber doch in manchen Meinungen und in der Manier zu philosophiren von den ältern Stoikern ab. Die dialektischen Streitigkeiten der Völker und Akademiker hielt er für unbedeutend und selbst der Beförderung wahrer Philosophie schädlich. Ueberhaupt hatte er für das unmittelbar Praktische mehr Sinn. Die philosophischen Sätze des Seneca sind theils in besondern Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, theils in seinen Briefen an den Statthalter von Sicilien, Lucil, enthalten; außerdem legt man ihm auch verschiedene Trauerspiele bei. Seine philosophischen Abhandlungen sind folgende: 1) **De ira libri III.**, unter Caligula verfertigt; dieses Werk scheint nicht ganz auf uns gekommen zu sein. 2) **Liber de consolatione**, an seine Mutter Helvia gerichtet und zu der Zeit geschrieben, als Seneca vom Kaiser Claudius nach Corsica verwiesen wurde. 3) **Liber de consolatione ad Polybium** (einen Freigelassenen des Claudius, der über den Tod seines Bruders sehr betrübt war), im dritten Jahre seiner Verbannung geschrieben. Der Anfang dieser Abhandlung ist sehr verstümmelt. 4) **Liber de consolatione**

ad Marciam, eine Tochter des A. Cremutius Cordus, die den Tod ihres Sohnes Metilius betrauerte. 5) **Liber de providentia**, an den Lucilius, Statthalter von Sicilien, gerichtet, am Ende verstümmelt, geschrieben nach dem Tode des Kaisers Claudius. 6) **De ánimi tranquillitate**, an den Präfectus Vigilum des Nero, Annäus Serenus, gerichtet. 7) **De constantia sapientis**, an eben den Serenus gerichtet. 8) **De clementia**, an den Kaiser Nero; ursprünglich 3 Bücher, von denen aber nur noch das erste und ein Theil des zweiten vorhanden ist. 9) **De brevitate vitae**, an den Paullinus (wahrscheinlich den Bruder seiner Gattin), nicht lange nach dem Tode des Caligula geschrieben. 10) **De vita beata**, an seinen Bruder Gallio oder Novatus. 11) **De otio aut secessu sapientis**, wovon nur noch ein Theil vorhanden ist. 12) **De beneficiis libri VII.**, an den Abutius Liberalis. 13) **Naturalium Quaestionum libri VII.**, an den schon erwähnten Lucilius, sind größtentheils meteorologischen Inhalts. — Die 124 Briefe des Seneca an den Lucilius beziehen sich größtentheils auf die praktische Philosophie, und besonders ist der 88ste Brief jungen Studirenden zu empfehlen. Sie scheinen, wenigstens die meisten, sogleich mit dem Vorsatze einer öffentlichen Bekanntmachung abgefaßt worden zu sein. Wie aus Gellius erhellet, waren sie ehemals in Bücher eingetheilt; auch sieht man aus dieser Stelle, daß viele derselben verloren gegangen sind. — Auch eine satyrische Schrift hat man von ihm auf den Kaiser Claudius, unter dem Titel: **Ludus in Claudium**, oder *Ἀποκολοκύντωσις*, d. h. nach der Erklärung des Dio: Die Vergötterung des Claudius durch ein Pilzgericht, weil Claudius an dem Genusse vergifteter Pilze (*κολοκυντος*) starb. Was endlich die angeblichen Gedichte des Seneca betrifft, so legt man ihm gewöhnlich 10 noch vorhandene Trauerspiele bei, nämlich die Medea, die Trojanerinnen, den rasenden Herkules, den Hippolytus, Thyestes, Oedi-

pus, Agamemnon, die Thebais, die Octavia und Herkules auf dem Oeta. Die Gelehrten sind über den, oder die Verfasser dieser Stücke noch nicht einig. Gewöhnlich werden sie dem Seneca zugeschrieben, ohne zu bestimmen, ob unser Philosoph, oder sein Vater gemeint ist. Man nimmt auch beide als Verfasser an, ist aber uneins, welche Stücke dem Vater und welche dem Sohne beizulegen sind. Daß der Philosoph Seneca auch Dichter gewesen ist, bezeugt Quinctilian, der unter seinen übrigen Schriften ausdrücklich Gedichte mit anführt, und wahrscheinlich darunter etwas mehr als die bekannte Satyre auf den Kaiser Claudius versteht. Auch Tacitus spricht von seiner Beschäftigung mit der Dichtkunst. Den M. Seneca, den Vater, erklärt dagegen kein Zeugniß der Alten für einen Dichter. Lipsius glaubt, daß die 10 Trauerspiele wenigstens drei, vielleicht auch vier verschiedene Verfasser gehabt haben. Die meisten seien von einem gewissen L. oder M. Seneca zu Trajans Zeiten, die Medea aber (wie auch wirklich sehr wahrscheinlich ist) von dem Philosophen verfertigt worden; die Thebais rühre aus dem Zeitalter Augusts her und die Octavia sei ein schlechtes Stück, das einen ganz verschiedenen Verfasser haben müsse. Dieses letztere kann auf keinen Fall von dem Phil. Seneca sein, da er Octaviens Tod gar nicht erlebte. Dem Inhalte nach zu urtheilen, sind der rasende Herkules, Thyest, die Trojanerinnen und Oedipus, wegen der Aehnlichkeit in Manier und Ausdrücken gewiß von Einem Verfasser, und der Agamemnon scheint von einem geistlosen Nachahmer des Thyest herzurühren. Man könnte auch füglich alle Stücke, die Octavia ausgenommen, für das Werk eines einzigen Schriftstellers ansehen. Ob sie gleich den Namen und die äußere Form der Tragödien haben, so scheinen sie doch nichts anders als rhetorische Uebungen und ganz und gar nicht für die Aufführung bestimmt gewesen zu sein. Als wirkliche Trauerspiele betrachtet sind sie durchgängig von sehr feh-

lerhafter Anlage und Ausführung. Ob der eigentliche Zweck des Trauerspiels, die Rührung, in ihnen erreicht werde, scheint dem Verfasser sehr gleichgültig gewesen zu sein; dagegen ist alles in ihnen darauf angelegt, die Einbildungskraft durch reiche und ausführliche Beschreibungen zu blenden, die Aufmerksamkeit durch gehäufte Sentenzen zu beschäftigen, und den Verstand durch eine Menge von rhetorischen Künsten zu betäuben. Von den Ausgaben der Werke des Seneca bemerken wir die Pariser, mit Anmerk. von Erasmus, Muretus, Gruter, Lipsius von 1602, 1607, 1619, 1627; die mit Anmerk. von Lipsius, Gronov und andern Gelehrten begleitete Ausgabe, Amsterd. 1672, 2 Bde., 8., wovon auch eine kleinere Handausgabe zu Leipzig 1702, 8., veranstaltet ist. Die Trauerspiele sind unter andern von Schröder, Delft 1728, 4., und von Gronov, Amst. 1662, 8., herausgegeben worden. Eine deutsche Uebersetzung davon befindet sich in der »Tragischen Bühne der Römer«, Anspach 1777 und 78, 2 B. 8. Mehrere Schriften des Seneca, die von einigen alten Autoren angeführt werden, sind verloren gegangen; andere noch vorhandene werden demselben fälschlich beigelegt.

Senegal, 1) (Saradak, Zanaga, Basing, Süd-Niger), Strom in der westafrikanischen Landschaft Senegambien, entspringt auf dem Gebirge Kong im Lande Schallu Kadon, fließt durch Galam, Bambuk und die Fulierländer, nimmt mehrere Flüsse auf, bildet viele Inseln und ergießt sich nach einem Laufe von 200 Ml. durch mehrere Mündungen ins atlantische Meer. 2) Küstenstrich in Westafrika, zwischen dem grünen und weißen Vorgebirge. 3) französ. Niederlassung auf den Inseln St. Louis, Babaghé, Safal und Gheber, in der Mündung des Senegals; mit dem Gebiet Bakel auf dem Festlande 30 QM. groß, mit 16,200 E. Auf den Inseln selbst leben 10,300 E., wobei an 8000 Negersklaven und 1500 freie Neger in der Stadt

St. Louis und ihren Umgebungen. Zu den Ansiedelungen der Franzosen am Senegal gehört auch die Insel Gorée, das Land Wallo am linken Ufer des Senegals und verschiedene kleine Inseln.

Senegambien (Westnigritien), westafrikanische Landschaft zwischen dem atlantischen Meere vom Cap blanc bis zum Cap Rogue, der Wüste Sahara, Nigritien und Guinea. Die Größe derselben wird nach der Zahl der dazu gezählten Reiche, auf 16,000 bis 50,000 QM. angenommen. Sie enthält viele sandige Wüsten, aber auch fruchtbare Gebirgs- und Küstenländer. Die großen Flüsse sind: der Senegal, Gambia, St. Domingue, Casamansa, Rio grande ꝛc. Das Land erzeugt Mastix-Wälder, Teakbäume, Palmen, Gummi-Wälder mannichfache Südfrüchte, Zuckerrohr, Taback, Indigo, Getreide, Rindvieh, Schafe mit seidenartiger Wolle, Gold, Kupfer, Eisen, Ambra ꝛc. Die 10 Mill. Einw. sind Neger in verschiedenen Volksstämmen, von denen die Jaloffer, Mandingoer, Fulier, Susus und Feluper die Hauptstämme bilden, und die Landschaften Ludamar, Sin, Bursali Bar, Badibu, Jany, Wally, Wuly, Galam, Geduma, Bambuk Bondu, Combu, Foini, Caen, Jemaroa, Tommoni, Kolar, Bissao Kabo und Futatoro bewohnen. Sie verfertigen grobe Zeuge, Töpfer-, Leder-, Eisenwaaren, treiben Viehzucht, etwas Ackerbau und führen theilweise ein nomadisches Leben. Der Handel im Innern des Landes wird meist durch Karavanen betrieben; den Seehandel führen Engländer, Franzosen, Niederländer, Portugiesen, Dänen, Nordamerikaner. Ausgeführt werden Sklaven, Häute, Wachs, Elfenbein Gummi, Wolle ꝛc. Den Engländern gehören die Pflanzungen: York Kent und die Inseln James, Bulam und Santa Maria, zusammen 80 QM. groß; den Franzosen: St. Louis, Daguna, Richard To[...] und die Inseln Senegal, Goree, Babaje, Safal und Geber, zusammen 28 QM. groß; den Portugiesen: die Stadt Cachao im Reich

Kumbo und die Insel Bissao, zusammen 15 QM. groß, mit 530 Einw.

Seneschall (Seneschalcus), einer der alten großen Hof- und Reichsbeamten, in England Steward genannt. Er hatte das Innere des königl. Hauswesens zu besorgen, daher sein Name von Senne, Hütte, und Schalk, ein Diener. Er ist der deutsche Truchseß (Dapifer), und hatte auch in Frankreich, wie in England der High Steward, die richterlichen (pfalzgräflichen) Functionen desselben. Da nun jede Provinz in der Regel ihren Seneschall hatte, der aber dort stets königl. Beamter blieb, so kam es, daß an der Spitze vieler königl. (und fürstl.) Oberämter ein Seneschall als oberster Gerichtsbeamter und Anführer der Ritterschaft stand. Diese Gerichtsbezirke hießen Sénéchaussées. Auch die alten Lehnsfürsten, die Herzoge von Normandie, Bretagne, Guienne, Burgund, die Grafen von Flandern, Champagne, Toulouse ꝛc., hatten ihre Seneschalle. Der Seneschall des königl. oder fürstl. Hofes hieß Grand Sénéchal.

Senf (sinapis), eine Pflanze, welche zur Familie der kreuztragenden gehört. Unter den einzelnen Arten erwähnen wir bloß den schwarzen Senf (sinapis niger L.), welcher 3—4 Fuß hoch wächst, kleine gelbe Blumen trägt und dann Schoten von 6 - 8 Linien in der Länge bekommt. In den letztern befinden sich die kleinen, runden, braunen Samenkörner, welche sowol auf der Tafel als auch in der Arzneikunde in Gebrauch sind. In ersterer Hinsicht fand der Senf sogar enthusiastische Verehrer, z. B. an dem Papst Clemens VII. Man befeuchtet zu diesem Behufe die zerstoßenen Senfkörner mit Weinessig oder Most, sodaß ein dicker Brei daraus wird, dem man in Paris auch noch andre unbekannte Ingredienzen hinzusetzt, um die zu große Schärfe zu vermindern und ihn dem reizbaren Gaumen angenehmer zu machen. Es ist dies der sogen. französische Senf; der

englische wird bloß zu Mehl gerieben, in Blasen oder gläsernen Büchsen verkauft, und bei dem Gebrauche selbst wird dies Pulver mit Fleischbrühe oder warmem Wasser angefeuchtet und gerührt, so ein höchst pikantes Gewürz, welches mäßig genossen keinen Schaden bringen kann, den Appetit erweckt, die Verdauung unterstützt, nach A. auch das Gedächtniß stärkt, vorzüglich aber weichliche Speisen dem Gaumen angenehmer macht. — Auf ähnliche Weise wird durch Zusammenmischung von Senfpulver, Sauerteig und Weinessig der Senfteig bereitet, welcher auf die Hand gelegt, Brennen und Schmerzen, ferner eine rosenartige Entzündung bewirkt und endlich Blasen zieht. Man bedient sich desselben vorzüglich da, wo man in recht kurzer Zeit eine solche Wirkung auf der Hand bewirken will, sowie dann, wenn eine Reizung der Urinwege den Gebrauch der spanischen Fliegenpflaster unräthlich macht. — Beim innern Gebrauch nützt der Senf vorzüglich im Skorbut, und wurde sonst wol auch in andern Krankheiten als Reizmittel anempfohlen, ist aber jetzt ziemlich in Vergessenheit gekommen.

Senkenberg (Renatus Karl, Freih. v.), hessen-darmstädtischer Regierungsrath zu Gießen, geb. 1751 zu Wien. Gegen Ende 1773 reiste er nach Rom, wo er von der arkadischen Gesellschaft u. d. N. Polydorus Nemäus, den er auch hernach auf s. »Carmina latina et graeca« gesetzt hat, zum Mitgliede aufgenommen wurde. Nach seiner Zurückkunft ward er zu Gießen als Regierungsrath angestellt, wo er anfangs mit vielem Eifer thätig war. Diesen Posten legte er 1784 nieder, und lebte von nun an seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die sich besonders auf Rechtswissenschaft, Geschichte und nebenbei auf die schöne Literatur bezogen. Er starb 1800. Der Universität zu Gießen vermachte er seine aus 15,000 Bdn. bestehende

Bibliothek, die an Handschriften und Urkunden einen großen Reichthum enthielt, sein schönes Haus und 10,000 Gld.

Senkrecht ist eine gerade Linie auf einer andern, wenn sie mit derselben einen rechten Winkel macht. Auch eine krumme Linie ist auf einer geraden senkrecht, wenn ihre berührende im Durchschnittspunkte mit der geraden einen rechten Winkel macht.

Senkwage, s. Aräometer.

Senn heißt in der Schweiz ein Viehhirt, welcher das Vieh während des Sommers auf den Alpen weidet und zugleich die Milchnutzung gepachtet hat. Eine solche Viehheerde heißt Senne, und eine Viehwirthschaft dieser Art Sennerei. Der Kuhreigen, welches eine schweizerische Hirtenmusik ist, heißt daher auch Sennenreigen. — Senne, Sende, Sendveld oder Sintfeld ist eine große Heide, die sich im Westfälischen von Paderborn durch die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Rietberg bis nach Münster und Osnabrück erstreckt. — Im lippischen Antheil ist das bekannte Sennengestüt, wo wilde und dauerhafte Pferde von guter Raçe gezogen werden, die man Sennernennt. 1640 wurden die Schweden von dem kaiserl. General Hatzfeld auf dieser Heide geschlagen.

Sennaar, 1) (Fungi), Negerreich im östlichen Afrika, der südliche Theil von Nubien mit der Halbinsel Atbara, ist von Aegypten abhängig und mit den ehemals zum Reiche gehörigen Provinzen 5400 QM. groß, mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Einw., ohne die Provinzen aber nur etwa 600,000 Einw. Darin von Arabern bewohnte Wüsten, aber auch fruchtbare Gegenden, auf welchen Reiß, Gerste, Weizen, Palmen, Taback, Zuckerrohr, Sennesblätter, Ebenholz, Sandelholz reichlich gebauet wird; Handel mit Sklaven, Elfenbein, Gummi, Gold, Straußfedern. Das Klima ist sehr warm, im Sommer oft unerträglich heiß, worauf dann Regen folgen, welche die Luft verderben und eine große

Sterblichkeit verursachen. Die Einw. sind Neger, welche den Namen Schilluk führen und 1504 den Arabern dieses Land abgenommen haben. Sie sind rohe, unwissende Mohammedaner und stehen unter einem despotisch regierenden Könige, der jedoch nur unter der Bedingung den Thron besteigt, daß er hingerichtet werde, sobald seine Minister entschieden haben, das Wohl des Vaterlandes erfordere seinen Tod. Auch sollen nach dem Tode eines Königs alle männliche Seitenverwandte desselben ermordet werden, vermuthlich um innere Streitigkeiten wegen des Throns zu vermeiden. Der König ist verbunden, einmal während seiner Regierung einen Acker in eigner Person zu pflügen und zu besäen. Außer den Schilluks, als herrschendem Volke, gibt es auch nomadisirende Araber und Beduinen, welche tributpflichtig sind, und Daheras, heidnische Nubier, welche theils als Sklaven gekauft, theils aus den benachbarten Ländern geraubt werden. Diese Daheras bilden die Hauptstärke der Kriegsmacht von Sennaar, indem 14,000 mit Schild und Speeren bewaffnete Daheras besonders zur Beschützung der Hauptst. dienen. Dazu kommen 1800 Schilluks zu Pferde. Der Gewerbfleiß in Sennaar ist unbedeutend; etwas wichtiger ist der Handel, der durch Karavanen, besonders nach Suakem, Dschidda, Mekka, Habessinien, Nigritien und Aegypten unterhalten wird. Europäer kommen selten hierher, daher auch das Land im Ganzen wenig bekannt ist.

Sennefelder (Aloys), Erfinder des Steindrucks, geb. 1771 zu Prag, kam in früher Jugend nach München, wo sein Vater als Schauspieler in Ansehen stand. Er sollte gegen seinen Willen die Rechte studiren, widmete sich aber nach des Vaters Tode (1791) dem Theater. Hier traf ihn so viel Ungemach, daß er nach 2 Jahren beschloß, als Schriftsteller zu leben; ein kleines Schauspiel: »Die Mädchenkenner« hatte ihm 50 Gld. eingetragen. Da der Gewinn eines

zweiten durch die Verzögerung des Drucks verloren ging, zur Errichtung einer eigenen Druckerei ihm aber das Geld fehlte, machte er allerlei Versuche, ob man nicht wohlfeiler als auf die bisherige Weise drucken könne. Unter A. bestrich er eine zum Farbereiben bestimmte Kellheimer Kalkschieferplatte mit einer Wachstinte, trug auf diesen Grund die Schrift verkehrt auf, ätzte sie dann mit Scheidewasser und druckte sie ab. Dies gelang; nur mußte noch ein besseres Polirmittel oder eine leichter abzuwischende Farbe erfunden werden. Eine Mischung als Vitriol und Wasser ätzte den Stein hinlänglich glatt, um mit einem Lappen polirt zu werden, und leichter Oelfirniß, mit frankfurter Schwärze und etwas Weinstein angerieben, ließ sich durch eine schwache Auflösung von Pottasche und Kochsalz in Brunnenwasser leicht von der Oberfläche der Steinplatte wegwischen. So war die vertiefte Manier des Steindrucks erfunden. Ihr folgte die Erfindung der erhöheten Manier. S. schrieb mit seiner Fetttinte auf den abgeschliffenen Stein, ätzte ihn mit Scheidewasser, welches allenthalben, wo die Tinte nicht schützte, den Stein um die Dicke eines Kartenblatts vertiefte, und druckte die erhabene, mit Buchdruckerschwärze eingeschwärzte Schrift ab, was ihm vollkommen gelang. Geldmangel aber hinderte ihn, seine Erfindung zu verfolgen, und er ging nach Ingolstadt mit dem Entschluß, als Stellvertreter eines Artilleristen, der ihm 200 Gld. bot, in bairische Dienste zu treten. Als Ausländer ward er nicht angenommen und kehrte nach München zurück. Jetzt kam er auf den Gedanken, seine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden. Der Hofmusikus Gleißner, dem er deßhalb Vorschläge machte, ging darauf ein und gab das erforderliche Geld und 12 Lieder mit Clavierbegleitung her. S. schrieb die letzten auf Stein und machte 120 Abdrücke, die einen reinen Gewinn von 70 Gld. gaben. Der Kurfürst, dem ein Abdruck überreicht wurde, sandte noch 100 Gld.

und versprach ein Privilegium. Duette für 2 Flöten von Gleißner trugen in Kurzem wieder 40 Gld. ein. Die Unternehmer lebten in den schönsten Hoffnungen (1796), obgleich die Aufmunterung, welche die münchner Akademie ihnen angedeihen ließ, sich auf 12 Gld beschränkte. Nachfolgende Versuche aber mißlangen aus Mangel in einer zweckmäßigen Presse; die Unternehmer geriethen in großen Verlust, die Erfindung in Mißcredit. Jetzt nahm sich der Musikhändler Falter der Sache an; er ließ eine gute Presse fertigen, mit der die »Zauberflöte«, von Danzi in Quartette gebracht, gedruckt wurde; fand aber den Aufwand, der durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter über die Gebühr erhöht wurde, so beträchtlich, daß er doch dem Kupferstich den Vorzug gab. Indeß hatte auch der damalige Prof. an der Militairakademie, Schmidt (jetzt Dechant in Miesbach), angefangen in Stein zu ätzen; durch ihn ward S. mit dem Schulrathe Steiner bekannt, welcher durch eine kleine Vignette in Steindruck veranlaßt wurde, einige kleine Bilder für einen Katechismus auf Stein zeichnen zu lassen. So mittelmäßig sie auch ausfielen, so bewiesen sie doch, daß man die Erfindung auf Zeichnungen aller Art anwenden könne, und Steiner verschaffte dem Erfinder Gelegenheit, sich in der Anwendung seiner Kunst auf allerlei Gegenstände zu üben. Eine Hauptschwierigkeit machte das Verkehrtschreiben auf den Stein. Dem auszuweichen, erfand S. eine Tinte aus Leinöl, Seife und Kienruß, mit welcher er Schrift und Noten von einem geschickten Schreiber au Notenpapier bringen ließ. Von diesem Papier druckte er sie dann auf den Stein über und erhielt so eine genaue verkehrte Zeichnung. Aber diese verkehrten Buchstaben mußten immer erst mit der Steintinte überfahren werden, um zum Abdrucke tauglich zu sein. Bei dem Überdrucken von Papier auf Stein nahm der Erfinder wahr, daß Nässe, z. B. die Gummiauflösung, sich dem Anheften der fetten Tinte widersetzte.

Ein Blatt von einem alten Buche ward durch verdünntes Gummiwasser gezogen, dann auf einen Stein gelegt und beide durch die Presse gezogen. So erhielt man einen guten, aber verkehrten Abdruck des gedruckten Blattes, welchen man wieder wie das Original behandelte, um von demselben gerade Abdrücke zu machen. So war die chemische Druckerei, oder die Kunst, Schriften von Papier auf Papier überzudrucken, erfunden. Eine Tinte aus Kolophonium, feingeriebener Silberglätte, Kienruß, Oelfirniß und Pottasche, mit Wasser vermischt, zeigte sich für diesen Zweck besonders brauchbar. Diese Erfindung führte auf Versuche, ob sich nicht auch die Steinplatte so herrichten lasse, daß sie nur an den mit fetter Tinte bezeichneten Stellen Farbe annehme und an den nassen ihr widerstehe. Auch dies gelang, wenn man den glatten Stein zuerst mit Seifenwasser fein anstrich, gut abtrocknete, mit Wachstinte darauf schrieb, oder aufgelöste Druckschrift oder fette Handschrift vom Papier darauf abdruckte, dann den Stein mit schwachem Scheidewasser ätzte und ihn durch Aufgießen von Gummiwasser vollends zum vielfältigen Abdruck herrichtete. Somit war die chemische Steindruckerei zu Stande gebracht. Jetzt zog S. auch seine beiden Brüder, Theobald und Georg, in sein Geschäft, dem er in Gemeinschaft mit Gleißner eine größere Ausdehnung gab; zugleich erhielt er (1799) ein Privilegium auf 15 Jahre. Um dieselbe Zeit erkaufte der Musikverleger André aus Offenbach die Mittheilung des gesammten Verfahrens um eine bedeutende Summe. Der Erfinder nebst der Familie Gleißner zog nach Offenbach, wo man bei André den Steindruck im Großen zu treiben begann. Man beschloß, sich in Paris, London, Berlin und Wien ausschließende Privilegien auszuwirken, und S. reiste deshalb nach London. Erst nach 7 Monaten erreichte er seinen Zweck. Nachdem er einen Bruder André's, der ihn begleitete, in den Handgriffen des Steindrucks unterrichtet hatte, kehrte

er nach Offenbach zurück. Doch entzweite er sich über das Privilegium mit André, trennte sich von ihm und reiste 1800 mit seinen Brüdern nach Wien. Hier versprach ihm der kaiserliche Hofagent v. Hartl allen Beistand, erklärte aber zugleich, daß das Privilegium nur auf des Erfinders Namen erhalten werden könne. Dies bewog S.'s Brüder, nach München zurückzukehren, um dort unter der Verpflichtung, den dritten Theil des Gewinns an Aloys zu zahlen, den Steindruck zu betreiben. Hartl aber schloß mit Letzterm einen förmlichen Gesellschaftsvertrag auf halben Gewinn, vermöge dessen er die nöthigen Gelder, S. seine Kenntnisse hergeben sollte. Es wurden Proben auf Papier und Cattun gemacht, welche den Beifall einer eigends zur Prüfung der Sache ernannten Commission von Sachkennern erhielt. Inzwischen war auch die Gleißner'sche Familie in Wien angekommen, und man fing jetzt an, den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Da aber der Ertrag anfangs die Kosten nicht deckte und S. auch für die Folge keinen Vortheil versprach, so überließ er das ihm ertheilte Privilegium an Steiner in Wien und setzte seine letzte Hoffnung auf die Cattundrukkerei. Wirklich schloß er mit den Gebrüdern Faber, die in St.=Pölten eine Cattundruckerei besaßen, einen vortheilhaften Vertrag ab. Als er inzwischen erfuhr, daß es seinen Brüdern in München sehr wohl gehe, folgte er dem Wunsche des Freih. v. Aretin 1806, und kam nebst Gleißner nach München. Aretin's Vorschüsse und Empfehlungen nebst S.'s Thätigkeit brachten jetzt eine Druckanstalt bald in Flor. Es wurden mehrere Pressen für Musik, für Regierungsarbeiten und für das Kunstfach in Gang gesetzt; die Herausgabe von Albrecht Dürer's »Gebetbuch« gewann verdienten Beifall. Vier Jahre dauerte die Verbindung zwischen Aretin und S., während welcher auch viele Proben in verschiedenen Kunstmanieren gemacht wurden. Inzwischen war unter der Direction des Hrn. v. Uzschneider eine

Steindruckerei für Landcharten bei der königl. Commission des Steuerkatasters eingerichtet worden. S. erhielt 1809 die Aufsicht über dieselbe mit einem lebenslänglichen Jahrgehalt für sich und für seinen Freund Gleißner, ferner den Rang eines königl. Inspectors der Lithographie und die Erlaubniß, außer der königl. Druckerei auch seine eigne, in Verbindung mit Aretin, besorgen zu dürfen. Jetzt, in eine sorgenfreiere Lage versetzt, strebte der thätige Mann, den Steindruck durch allerlei Kunstmaterien zu vervollkommnen. Er begann zugleich die Ausarbeitung seines »Lehrbuchs der Lithographie«, welches nach vielen Unterbrechungen erst 1819 zu Stande kam, dafür aber auch einen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, der jedem Freunde und Kenner der Kunst Bewunderung abnöthigt. (Vgl. Steindruckerei.) 1826 hat S. noch die Erfindung gemacht, farbige Blätter zu drucken, welche den Oelgemälden gleichen, u. d. N. Mosaikdruck.

Sensal oder Mäkler (**agents de change, courtiers, brokers**), Mittelspersonen des Handels, deren Geschäft darin besteht, die Käufe, welche Kaufleute an einem und demselben Orte untereinander abschließen wollen, einzuleiten und zu ordnen. Für seine Bemühung erhält er von jedem geschlossenen Handel ein Gewisses vom Hundert oder vom Tausend. Meistens sind die Mäkler unter öffentlicher Autorität angestellt und müssen Bücher über alle ihre Geschäfte führen, auch den Curszettel notiren.

Sensburg (Ernst Philipp, Freih. v.), bis 1820 großherzogl. badischer Staatsminister, geb. zu Lonnerstadt bei Bamberg 1752.

Sensibilität. Die Sensibilität müssen wir uns als das in einem jeden lebenden Körper die Verrichtungen, die Gestaltung und Ernährung Beherrschende, und dann wieder als das mit der Außenwelt in Gegensatz Tretende denken; daher wir die Sensibilität in die niedere und höhere theilen, wovon die erstere oder productive sich, nach Innen

kehrend, in die Organe versenkt, welche der Bildung und Erhaltung des Körpers gewidmet sind, die andre, nach Außen gekehrt, die Gegenstände der Außenwelt aufnimmt, und als Anschauungen und Vorstellungen mit sich vereint. Insofern von ihr die Wahrnehmung des eignen Körpers und dessen Zustandes vermittelt wird, welche wir Empfindung benennen, verstehen wir auch unter Sensibilität im engern Sinne oft bloß die letztere oder das Empfindungsvermögen, insofern dieses den Nerven ausschließlich zugeschrieben wird: Nervenempfindlichkeit, obgleich diese Benennungen nicht das eigentliche Wesen der Sensibilität umfassen.

Sensitive, s. Fühlpflanze.

Sensual, Sensuell, sinnlich, zu sinnlichem Genusse geneigt. Sensualismus, der Hang, nach sinnlichen Antrieben zu handeln. Die Sensualität, die Neigung zu sinnlichen Genüssen; dann auch, nach Kant, sinnliches Anschauungsvermögen. — Die Sensual-Philosophen, diejenigen Weisen, die, nach Epikur, behaupten, daß nur in den Gegenständen der Sinnlichkeit allein Wirklichkeit, alles Uebrige aber nur Einbildung sei.

Sentimental, empfindsam, gefühlvoll; dann aber auch, in spöttelndem oder herabsetzendem Sinne, empfindelnd, süßelnd. Daher sentimentalisiren, empfindeln, empfindsam sein; auch lächerlich überspannt sein. Die Sentimentalität, die Empfindungsfülle; gefühlvolle Anhänglichkeit für etwas. Sie erscheint besonders als Neigung zu den sanftern Gefühlen, z. B. in der Sehnsucht und in der eigentlichen Rührung. Die Sentimentalität unterscheidet sich von dem einfachen Gefühle durch das Bewußtsein um dasselbe, und kann allerdings leicht zur Empfindelei führen, wo man das Gefühl als das Höchste und Beste bestrebt.

Sentine, ein großes Fahrzeug, wie man es in Bretagne zu Verführung des Salzes auf der Loire gebraucht.

Separatismus. Eigentliche Separatisten, die sich neuerdings von ihren Kirchen trennten, um eigne Sekten zu bilden, kann man nur die Momiers in Genf und dem Waadtlande (Schüler engl. Methodisten), die nun gerichteten und zerstreuten Anhänger der Margaretha Peter zu Wildenspuch im Zürchischen und auch die als sehr fromm und sittenrein gerühmte Gemeinde Kornthal im Würtembergischen insofern nennen, als sie nicht mit a. evangel. Gemeinden, sondern nur mit der kirchlichen Oberbehörde Gemeinschaft hält. In England sieht man fast jedes Jahr neue kleine Separatistengesellschaften mit wunderlichen Eigenheiten entstehen und erlöschen, deren keine in der neuesten Zeit kirchenhistorisch merkwürdig ward. In Schweden bestanden als Separatisten seit 1746 bei Stockholm die Schewickianer oder Fremdlinge auf Erden, welche die Abendmahlsfeier wegen Entartung der schwedischen Kirche mieden, klösterlich beisammen und nur in geistiger Ehe lebten, kein Schweinefleisch aßen, eigenen Gottesdienst hielten und 1782 in das Toleranzedict eingeschlossen wurden, aber 1820 bis auf 2 erloschen waren. Die Leser in Nordschweden, den deutschen Pietisten ganz ähnlich, sind nicht Separatisten, da sie an der kirchlichen Abendmahlsfeier Theil nehmen. Daß unter den Katholiken wol Schismatiker, wie die Jansenisten in Holland, doch nicht leicht irgendwo Separatisten gefunden werden, erklärt sich aus der Stellung der kathol. Laien.

Separatisten sind solche Glieder der Christenheit, die sich wegen abweichender Meinungen von dem Gottesdienste der Kirche, auf deren Gebiet sie leben, absondern und eine eigne Religionsübung unter sich veranstalten. (Vgl. Sekten.)

Sepia. Der Sepia= oder Dintenfisch, Blackfisch oder Din-

tenwurm (**Polypus octopus**, oder **Sepia octopodia L.**), ist ein besonderes Meerinsekt, wovon es mehrere Gattungen gibt; die gewöhnlichste wird auch Meerkatze genannt. Dies Thier ist 1—2 Fuß lang, häßlich und ungestaltet; es hat einen fleischigen Körper und auf dem Rücken eine weiße harte Schale von der Größe einer Hand. Dies kalkartige Rückenschild wirft es jährlich ab, und bekommt ein neues. Das abgeworfene schwimmt auf dem Meere, man nannte es sonst Meerschaum, da man es für verhärteten Schaum des Meeres hielt, jetzt nennt man es meist **Ossa sepiae**. Es wird sorgfältig aufgefischt und theils zu Pfeifenköpfen und andern Kleinigkeiten verarbeitet, theils gleich dem Bimsstein gebraucht. Zerschnitten zeigt es ein wunderbar verkalktes Zellengewebe. Vorn um den Kopf des Sepiafisches sitzen 10 lange mit Saugrüsseln versehene Arme, von welchen 2 die übrigen an Länge weit übertreffen. Mit diesen Armen kann er sich ungemein fest anklammern und ansaugen. Der Mund hat 2 hornartige Kinnladen, fast wie ein Papageienschnabel gestaltet. An beiden Seiten des Kopfes stehen 2 schwarze, ziemlich große Augen hervor. Sein Blut ist weiß, aber im Unterleibe befindet sich eine Blase mit einer schwarzen Feuchtigkeit. Wenn er verfolgt wird, spritzt er dieselbe von sich und trübt schnell das Wasser dermaßen damit, daß man nichts darin unterscheiden kann. Schon zu den Zeiten des Persius bedienten sich die Römer dieser Schwärze (Sepia) zum Schreiben. Man glaubt, daß sie der Hauptbestandtheil der chinesischen Tusche ist, und von den Chinesen mit aufgelöstem Reiß und Gummi zubereitet werde. Jetzt bedient man sich ihrer, mit Biester gemischt, zum Zeichnen. Um den Sepiafisch zu fangen, läßt man einen Spiegel ins Meer hinab, an diesen klammert er sich so fest an, daß man ihn mit herauszieht. Man sieht ihn sehr häufig im mittelländischen Meere.

Sepiazeichnung, eine Erfindung des Prof. Seidelmann

in Dresden. Die in Staub zerfallende Kreide ward ihm verhaßt, und er sann auf eine dauerhaftere Manier. Er fing an, den Apoll zu tuschen; doch dies war wieder so kalt und hart gegen die sanften Wellenlinien des Marmors. Die üblichen Biesterzeichnungen schienen ihm matt und kraftlos. Da kam er auf den Einfall, die dunkelbraune Galle des Sepiafisches zu benutzen, und herrlich gelang ihm dies. Er mischte sie in der Folge immer mehr mit Biester, und gewann so einen warmen und doch kräftig dunkeln bräunlichen Ton, von welchem er nun auf weißes Papier unverlöschbare Zeichnungen in eigner Manier entwarf, die ihm bald ganz ausgezeichneten Ruhm erwarben. Sie hat keinen Farbenzauber, keinen blendenden Glanz; sie ist in der Malerei, was das Mondenlicht in der Natur ist; eine liebliche Melancholie, ein milder Ernst herrscht darin. Aber der Künstler weiß dennoch den ganzen Charakter seiner Originale wiederzugeben; seine Formen sind richtig, seine Schatten zart und verschmolzen, mit meisterhafter Leichtigkeit überwindet er die endlose Mühe dieser Arbeit, welche aus lauter sanften Punkten ineinander gewebt erscheint, und vollendet rasch, woran Andre Jahrelang sich mühsam quälen würden. Das Papier wird auf Leinwand gespannt, um den ungeheuer großen Zeichnungen Dauer und Haltbarkeit zu geben. Man benutzt die Sepiazeichnung jetzt auch viel zu Landschaften, welche sich trefflich darin ausnehmen.

Septennalität, die 7jährige Dauer des britischen Unterhauses und der franz. Deputirtenkammer. Die Septennalität des britischen Unterhauses schlug im Hause des Lords am 10. April 1716 der Herzog v. Devonshire vor. Nachdem 40 Redner für und wider die Bill gesprochen hatten, ward sie auch vom Unterhause mit einer Mehrheit von 264 gegen 121 Stimmen angenommen. Bemerkenswerth bleibt es, daß die siebenjährige Dauer des Parlaments von den Whigs verlangt und gegen die Einwendungen der Tories durchgesetzt

wurde. Jene sahen nämlich die Bill als ein Schutzmittel für die neue Dynastie gegen das alte legitime Haus der Stuarts und als das wirksamste Mittel, um den Papismus und Jesuitismus zu vernichten, und dem Protestantismus den Sieg zu verschaffen. 1734 erhob sich im Unterhause ein neuer Kampf über jene Acte. Die Tories und die Jakobiten (die Anhänger der Stuarts) trugen im Unterhause auf die Abschaffung derselben an; selbst einige Whigs, unter denen der eifrigste Verfechter der Bill im J. 1716, der berühmte Pulteney. Indeß war es jetzt beiden Theilen weniger um die öffentliche Freiheit zu thun als um den Besitz der Gewalt. Lord Bolingbroke wollte nämlich den Minister Lord Walpole verdrängen. Die Rede, welche der Letzte bei dieser Gelegenheit hielt, sowie die von Wyndham, dem Freunde Bolingbroke's, sind Meisterwerke von Kraft und Beredtsamkeit. Walpole trug mit 247 Stimmen über 184 den Sieg davon, und Bolingbroke zog sich nach Frankreich zurück. Gleichwol ist die Ansicht, daß die 7jährige Dauer des Unterhauses der Wahlfreiheit nachtheilig sei und Bestechungen aller Art begünstige, noch immer bei den Opposition vorherrschend Selbst Pitt nannte sie, als er in der Sitzung am 7. Mai 1783 für die Parlamentsreform sprach, eins der größten Gebrechen in der Volksvertretung. »Die Dauer der Parlamente«, rief er aus, »sollte wieder 3jährig werden, sowie sie 1694 durch die Abstimmung in beiden Häusern unter der Regierung Wilhelms III. gesetzlich begründet ist; mittelst jener verderblichen Verlängerung haben sich die Vertreter des Volks bald von der Krone, bald von der Aristokratie abhängig gemacht, wodurch in beiden Fällen das Wesen der Constitution verletzt wird, nach welcher das Volk durch seine Vertretung Einfluß auf die Regierung haben soll«. Pitt's Vorschlag, die 3jährige Dauer wiederherzustellen, den auch Fox unterstützte, ward nur mit der kleinen Mehrheit von 11 Stimmen verworfen. — Als Folgen der Septen-

nalität in England sieht man an den Druck der 10 Mill. Katholiken, die vergeblich nach Emancipation ringen; die 7 Mill. Arme, welche durch die Armentaxe erhalten werden müssen; die öffentliche Schuld von 840 Mill. Pf. St., welche über 29 Mill. Pf. St. von den gewöhnlichen Einkünften verzehrt und den politischen Einfluß des Staats schwächt; die Beibehaltung der alten feudalen und geistlichen Mißbräuche; die Barbarei und Verwirrung der Civil- und Barbareigesetze u. s. w. Dagegen gibt es in der britischen Verfassung andre Vortheile, welche jene Nachtheile der Septennalität einigermaßen ausgleichen. — Die britischen Verhandlungen erhielten den Reiz der Neuheit, als derselbe Gegenstand in den französischen Kammern von den berühmtesten Staatsmännern 1824 erörtert wurde. Bekanntlich hatte die franz. Constitution von 1791 die integrale Erneuerung, die von 1795 aber die Erneuerung zum dritten Theile jedes Jahr, und die von 1799 die partielle 5jährige Erneuerung bestimmt. Die letzte Bestimmung war im 37. Art. der Charte von 1814 beibehalten, dabei aber das Alter von 30 Jahren für die Wähler, und das von 40 J. für die Deputirten festgesetzt worden. Dagegen schlug der Minister des Innern, Graf v. Corbière, am 5. Apr. 1824 in der Pairskammer vor, die Deputirtenkammer auf einmal ganz zu erneuern und ihr eine Dauer von 7 Jahren zu geben. In der Pairskammer sprachen die Grafen Ségur, Boissy d'Anglas, A. de Talleyrand, de St.-Roman, die Herzoge de la Rochefaucault-Liancourt und de Choiseul gegen die Septennalität. In demselben Sinne sprach auch Graf Lanjuinais, und seine Rede ist ebenso inhaltreich, als der Form nach ein Meisterstück parlamentarischer Beredtsamkeit. Für den Gesetzesentwurf sprachen Bar. von Montalembert, Herzog von Doudeauville, Marq. d'Herbouville, der Bischof von Hermopolis u. A. m. Beide Theile gaben zu, daß in Frankreich die Lage der Dinge ganz verschie-

den sei von der in England 1716. Dort rege sich jetzt keine Faction, die gegen den Thron der Bourbons für ein altes Herrscherhaus kämpfte. Napoleon war ja todt, und die große Mehrheit der Nation verlangte nichts als die vollständige Anwendung der Charte. Die ausgezeichnetsten Redner in beiden Kammern sahen daher die vorgeschlagene integrale Erneuerung und 7jähr. Dauer der Wahlkammer als die unmittelbare Aufhebung einer wesentlichen Bestimmung der Charte an. Würde ein Punkt des Staatsgrundgesetzes aufgehoben; wer könne dann noch die Gültigkeit der übrigen verbürgen. Dazu kam, daß der König Ludwig XVIII. vor wenig Jahren den Antrag, 14 Artikel der Charte, darunter auch der 37., zu revidiren, verworfen und ausdrücklich befohlen hatte, die Charte unangetastet zu erhalten, als Basis des öffentlichen Rechts und Bürgschaft der allgemeinen Ruhe! »Ich werde nicht leiden«, waren die Worte des Königs, »daß dieses Fundamentalgesetz des Reichs verletzt werde.« Allein die Vertheidiger der Septennalität sahen darin ein Mittel der öffentlichen Beruhigung, weil jährliche Wahlen den Kampf entgegengesetzter Interessen fortwährend aufregten; sodann eine größere Bestimmtheit des Geschäftsganges durch die 7jährige immer gleiche Stimmenmehrheit in der Wahlkammer, welche bisher bei dem theilweisen jährlichen Wechsel unaufhörlich geschwankt hatte; endlich eine Bürgschaft der Stabilität durch die längere Dauer eines und desselben Charakters der Bildung und Erfahrung von Gesetzgebern, wenn diese 7 Jahre nach einander in ihren Beruf tiefer eindringen und daher bessere Gesetze machen könnten. Indeß fand der berühmte Verf. des »Traité sur les probabilités«, Graf Laplace, als er in der Pairskammer die Gründe für die Septennalität in Hinsicht auf Stabilität und Ruhe erwog, daß die theilweise 5jährige Erneuerung geeigneter sei, jene Zwecke zu befördern, wie sie denn auch Frankreich 5 Gesetzbücher gege=

ben, während Englands Septennalität die Gesetze in Verwirrung und Barbarei gelassen habe. Auch bemerkte man, daß der 37. Art. von dem größten Meister in der Wissenschaft der Gewalt, von Napoleon, ganz herrühre. Er habe nämlich geglaubt, daß eine integrale Erneuerung der Kammer einen allgemeinern und frischern Geist des Widerstandes gegen die Regierung hervorrufen könne. Bekanntlich hatte die franz. Revolution selbst diese Erfahrung aufgestellt, als 1792 plötzliche und gewaltsame Veränderungen in Folge der integralen Erneuerung der Nationalversammlung eingetreten waren. (Graf Villèle hat 1828 dieselbe Erfahrung gemacht.) Ebenso klar als bündig zeigte insbesondere Graf Lanquinais, daß Großbritanniens Vorgang auf Frankreich hier durchaus nicht anwendbar sei. Diese in staatsrechtlicher Hinsicht höchst lehrreiche Erörterung der Septennalitätsfrage und der integralen Erneuerung der Wahlkammer ward am 7. Mai nach einer genauen Zusammenstellung der Gründe für und wider durch den Berichterstatter, Marquis v. Pastoret, geschlossen und der Gesetzesentwurf mit 117 Stimmen gegen 67 angenommen. In der Deputirtenkammer war die Opposition der Zahl nach minder bedeutend. Der König hatte nämlich am 24. Dec. 1823 die Kammer aufgelöst, und für die neue Kammer von 430 Gliedern zählte man nur 16 liberale Wahlen; ungleich stärker war die sogenannte Centreopposition, oder die der antiministeriellen Royalisten auf der äußersten Rechten. Allein dessenungeachtet war die große Mehrheit der neuen Wahlen im Sinne des Ministeriums ausgefallen. Dieser Kammer überbrachte der Minister des Innern am 14. Mai den von der Pairskammer bereits angenommenen Gesetzesentwurf, und Hr. v. Martignac sagte darüber in seinem Bericht: »der König habe die Charte aus oberster Machtvollkommenheit gegeben, aber nicht zugleich wollen können, daß sie in ihren fehlerhaften Verfügungen unabänderlich sei;

die Macht, die vor der Charte bestanden, habe daher das Recht, sie zu verbessern. Die vorgeschlagene und durch die Erfahrung als nothwendig gezeigte Abänderung aber treffe nicht den Grundsatz, sondern bloß die Vollziehung einer der Hauptanordnungen der Charte. Das Zartgefühl endlich, daß die Deputirten nur auf 5 Jahre (jede Serie nämlich auf 5 Jahre) gewählt seien, dürfe sie nicht abhalten, zum Besten des Staats ihre eigne 7jährige Dauer auszusprechen«. — Am gediegensten erklärte sich gegen die Septennalität und die integrale Erneuerung Royer-Collard: »einer 7jährigen Wahlkammer müßten die jährlich anders sich gestaltenden Nationalinteressen mit jedem Jahre fremder werden; die Integralerneuerung sei an sich dem republikanischen Princip angemessener, wie das Staatsrecht der Verein. Staaten beweise; da nun die Ausübung des freien Wahlrechts sehr beschränkt sei, so könne künftig eine Faction leicht die Integralerneuerung zum Nachtheile des Throns, oder des Volks anwenden und die Repräsentativverfassung gänzlich verderben«. Devaux, General Foy u. A. sahen darin, sowie in der seit 1820 eingeführten Wahlform, nur ein Mittel, die Allgewalt der kaiserl. Regierung wiederherzustellen, oder die Ministerialgewalt zu erhöhen. Auch Villèle's kühner Gegner von der rechten Seite, Graf Labourdonnaye, sprach gegen den Entwurf. Darauf bemerkte Graf v. Villèle (der Finanzminister und Präsident des Ministerraths), daß die bisherige Beweglichkeit der Kammer (Andre nannten es das jährliche Wahlfieber der Nation) den Ministern es unmöglich gemacht habe, Frankreich die ihm noch fehlenden Institutionen, namentlich eine Municipalorganisation, zu geben. Herr v. Vaublanc und Agier sprachen im Sinne des Herrn v. Villèle über andre Nachtheile der theilweisen 5jährigen Erneuerung. Dagegen zeigte L.-. von Girardin aus der bisherigen Erfahrung die Unschädlichkeit dieser Einrichtung; die Pairskammer selbst habe vor

Kurzem die theilweise Erneuerung aufrechterhalten, weil sie der Wahlkammer mehr Stabilität und insbesondere den so wichtigen Vortheil der Traditionen (der Sachkenntniß und Geschäftserfahrung) verschaffe. Durch die Septennalität aber werde eine Wahlaristokratie an die Seite der erblichen (in der Pairskammer) gesetzt werden. Diese und ähnliche Gründe machten jedoch keinen Eindruck. Der Gesetzentwurf ward am 8. Juni von der Deputirtenkammer mit 292 gegen 87 Stimmen angenommen, dann sofort vom König am 9. bekräftigt, u. durch den »Moniteur« als Staatsgrundgesetz bekanntgemacht.

Septett oder Septuor heißt in der Musik ein siebenstimmiges Tonstück, entweder für Instrumente oder Singstimmen. Letztere kommen vornehmlich in großen Opern vor.

Septuaginta (lat.), siebenzig, so (**LXX.**) wird die griech. Uebersetzung des alten Testaments genannt, weil sie nämlich von 72 Dolmetschern (gelehrten Juden zu Alexandria), auf Befehl des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus, zugleich (260 J. vor Chr.) gefertigt wurde.

Sequestration nennt man die Jemanden anvertraute Aufbewahrung oder Verwaltung eines Gegenstandes, um denselben nach entschiedenem Streit dem Obsiegenden zu übergeben. Auch die Handlung selbst, durch welche diese Aufbewahrung verfügt wird, heißt Sequestration, und der Aufbewahrende **Sequester**. Die Sequestration kann mit der Zustimmung und dem Willen der Streitenden oder auch durch die Gerichte von Amtswegen verfügt werden. Im erstern Falle heißt sie willkürliche Sequestration (S. voluntaria), im letztern nothwendige (S. necessaria). Ein Gericht darf aber nur dann eine Sequestration anordnen, wenn während des Processes für eine oder die andere Partei Gefahr vorhanden ist, den streitigen Gegenstand, auch auf den Fall des Siegs, entweder gar nicht, oder doch auf uner-

setzliche Weise beschädigt zu erhalten. Erst nach beendigtem Streite kann der sequestrirte Gegenstand (sequestrum) zurückgefordert werden.

Serail (Sarai oder Serai, d. h. ein großes Gebäude, ein Palast), bedeutet das Schloß, wo der türkische Sultan residirt. Es liegt an einem Ende von Konstantinopel in einer herrlichen Gegend, auf einer in das Meer hervorragenden Landspitze. Die Mauern des Serails umschließen einen Umfang von mehr denn 4 Stunden Wegs, in welchem mehrere Moscheen, außerordentlich große Gärten und Gebäude, in denen an 20,000 Menschen beherbergt werden können, begriffen sind. Indessen beträgt die Anzahl der im Hause des Sultans oder im Serail wohnenden Menschen nicht über 10,000 Seelen, die Garden und Dienerschaft mitgerechnet. Von der Meeresseite her ist der Anblick dieses ungeheuern Palasthaufens überaus ergötzend. Allein sobald man ans Land tritt, verschwindet der Zauber; die Dome, die vergoldeten Kuppeln, die Cypressen und alle jene Herrlichkeiten werden von dicken, Entsetzen erregenden Mauern umschlossen, deren Anblick die finstersten Ideen erregt, besonders dann, wenn man an der Hauptpforte des Eingangs vorübergeht, und daselbst noch oft die frisch abgeschlagenen Menschenköpfe aufgesteckt sieht. Der Harem ist ein Theil des Serails und der Wohnort der Frauen. Er enthält die abgesonderten Wohngebäude der 7 Rhadunns oder rechtmäßigen Frauen des Sultans, die durch die Zahl, als die erste, zweite, dritte rc. unterschieden werden. Jede hat ihr eigenes Haus nebst Garten und ihre eignen Sklavinnen, sodaß einer jeden wenigstens 160—200 Mädchen (Odalisken) zu ihrer Bedienung bewilligt sind. Außerdem werden im Harem 13—1400 Kebsweiber zur Befriedigung der zärtlichen Bedürfnisse des Großherrn gehalten. Jene 7 rechtmäßigen Weiber des Großsultans sehen sich aber fast nie und kennen sich kaum. Der kaiserl. Harem steht unter der besondern Aufsicht der Kehaja

Khadunna (Frauenaufseherin); diese ist immer eine ehemalige Favorite und umschränkte Beherrscherin der darin befindlichen Weiber. Ihre Befehle müssen ohne Widerspruch erfüllt werden. Sie sorgt für die Ruhe des Harems, und empfängt nur vom Sultan alle Mittheilungen, die sich auf ihren Dienst beziehen; in Rücksicht der äußern Verhältnisse und der Verpflegung des Harems steht sie mit dem Kislar Aga, dem Befehlshaber der schwarzen Eunuchen, in Verbindung. Dieser Aga ist eine sehr wichtige Person des Reichs und spielt im Serail eine der ersten Rollen. Die äußern Pforten des Harems werden durch 300 verschnittene Schwarze bewacht, welche als erste Linie um die Mauern und Einfassung des Harems aufgestellt sind. Diese Schwarzen haben einzig das Eingangsrecht in die Gärten des Harems, und sobald der Großherr darin lustwandeln will, müssen sie mit dem Kislar Aga ihn begleiten. Nach den schwarzen Eunuchen folgen die weißen, mit jenen etwa gleich an Zahl. Sie stehen unter den Befehlen des Kapu Agassy (Oberst-Pförtner) und bilden in zweiter Linie den äußern Haremsdienst. Sie sind weniger wild und barbarisch als ihre schwarzen Collegen, die an Rohheit und Grausamkeit mit den wildesten Thieren wetteifern. Der Kapu Agassy hängt, obgleich er ebenfalls einen hohen Rang bekleidet, ganz von dem Kislar Aga ab. Die Itch' Oglans (Kammerpagen), auch Itch' Agassys genannt, haben die Bedienung des Sultans zu besorgen. Sie sind gewöhnlich Asiaten von niederer Herkunft, und werden in 4 Kammern die in Hinsicht des Ranges und der Beschäftigungen ihrer Mitglieder verschieden sind, getheilt. Die vierte und letzte dieser Kammern heißt Khasne Odasshy (Schatzkammer oder Kammer der Schätze). Die zu dieser Kammer gehörigen Pagen stehen unter den Befehlen des Kislar Aga, und sind mit Bewahrung und Berechnung der Schätze beauftragt. Man behauptet, daß das Serail ungeheure Schätze ent-

halte, da man die Regierung eines Sultans um so glücklicher hält, je mehr Schätze er aufgehäuft hat. Es ist nämlich Gebrauch, daß jeder Sultan während seiner Regierung eine besondere Schatzkammer errichtet; am Ende jedes Jahrs macht der Kislar Aga ein Verzeichniß aller Beutel, welche eingenommen worden sind. Diese werden hierauf in eine Kiste verschlossen und vom Großherrn eigenhändig versiegelt. Beim Tode eines jeden Großherrn wird die Kammer des Khasna geschlossen, und mit goldenen Buchstaben darüber gesetzt: Hier liegt der Schatz des Sultans N. N. Dieser Schatz des Serails darf nur in der dringendsten Noth angegriffen werden. Außer den erwähnten Serailbedienten sind die Stummen (Bizehamydilsiz) zu bemerken. Ihrer sind ungefähr 40, und sie sind eigentlich die Hofnarren des Sultans. Ehemals mußten sie im ganzen Reiche die Todesurtheile vollziehen. Die Zwerge (Giudge) machen gleichfalls eine Zierde des Serails und einen Gegenstand der Belustigung des türkischen Kaisers aus. Ihr Rücken dient dem Letztern oft als Schemmel, wenn er ein Pferd besteigen will. Je mehr diese unglücklichen Geschöpfe von der Natur verwahrlost oder durch ihr Mißgeschick verstümmelt sind, desto größeres Ansehen erlangen sie dadurch bei Hofe. Kapidgi-Baschis sind die Kammerherrn des Kaisers. Sie sind in Rücksicht der geheimen Aufträge und der Vollstreckungen der Todesurtheile an die Stelle der Stummen getreten. Alle Kapidgi-Baschis sind Beamte vom Serail, und werden zum Dienst desselben berufen. Einer von ihnen schläft, wie ihn die Reihe trifft, in einem kleinen Zimmer an der 2. Eingangspforte des Serails. Sie genießen sämmtlich sehr große Vorzüge, die Großen der Pforte schmeicheln ihnen und suchen ihre Freundschaft, um sich Stützen im Serail zu verschaffen. Die Bostandgis sind ein zahlreiches Corps, welches zum Dienste im Innern des Serails bestimmt ist. Wir bemerken hier, daß man bei 5 bis

6000 M., welche zur Bewachung des Innern vom Serail gebraucht werden, auch nicht ein einziges Schießgewehr finden dürfte. Die Bostandgis waren bei ihrer Entstehung bloß Gärtner und stehen jetzt unter dem unmittelbaren Befehl des Bostandgi-Baschi, welcher nach dem Kislar Aga die zweite Person im Serail ist. Unter ihm steht die Polizei im Innern des Serails sowohl, als die von Konstantinopel und den anstoßenden Feldern. Noch außerdem besitzt er große Gewalt und Vorrechte. Er ist, außer dem Großherrn, auch der Einzige im Serail, der im Innern einen Bart trägt. Die Baltadgis des Serails (Holzhacker), gleichen Gehalts mit den Vorigen, machen einen Theil von der Wache und Dienerschaft im Innern des Serails aus. Obgleich das Letztere von beinahe 10,000 M. bewacht wird, so würde es kaum einem europäischen Bataillon widerstehen können. Außer den Bostandgis und Baltadgis hat der Großherr noch die Peicks und die Solacks als Leibgarden, welche ihn begleiten, wenn er das Serail verläßt. Die Schwestern des Sultans wohnen nicht im Serail. Nur die Valide-Sultanin (d. i. die Mutter des Sultans) hält sich darin auf. Sie hat großen Einfluß bei Besetzung der Aemter und auf alle öffentliche Angelegenheiten, und ihr Sohn darf sogar ohne ihre Zustimmung keine neue Geliebte annehmen. Die übrigen Bewohnerinnen des Serails, oder des eigentlichen Harems, sind, die äußerliche Pracht abgerechnet, nicht besser als Sklavinnen, werden, wie sich aus dem Obigen ergibt, auf das strengste bewacht, müssen sich die schimpflichste Behandlung, sogar Peitschenhiebe, von ihren entmannten Wächtern gefallen lassen, dürfen, außer ihrem Leibarzt u. ihren nächsten Verwandten, keine Mannspersonen sehen, und werden bei den geringsten Ausschweifungen in Säcken ins Meer gestürzt. Die Prinzen und Prinzessinnen werden hier unter der Aufsicht ihrer Mütter erzogen. Erstere bekommen im 6. Jahre Verschnittene zu

Lehrern; letztere, die man gleichfalls Sultaninnen nennt, müssen lebenslang im Serail schmachten, wenn nicht ein Pascha ihnen seine Hand bietet. Nach dem Absterben des Sultans werden die Sultaninnen in ein altes Serail transportirt, um daselbst den Tod ihres Gebieters lebenslang zu beweinen. Noch muß bemerkt werden, daß man zwar in ein Serail Eintritt erlangen kann, allein durchaus in keinen Harem. Selbst der Vater von dem Herrn desselben, welcher seine Schwiegertochter wohl unverschleiert sehen darf, wird unter keinem Vorwande in den Harem des Sohns eingelassen.

Serampore (Serampur), 1) Stadt in der britischen Präsidentschaft Calcutta, Prov. Bengalen. 2) S. Friedrichsnagor, dänisches Fort in der ostindischen Prov. Bengalen.

Serangani, Inselgruppe im ostindischen Meere, an der Südspitze von Magindanao. Die größte Insel ist Hummock. Kattunweben, Handel mit Wachs.

Seraph (hebr.), eigentl. Flamme; Seraphim, Flammen, höhere Geister, Engel der ersten Ordnung.

Serāpis, eine ägyptische Gottheit, über deren Namen (welcher einen Ochsen bedeutet) man sehr verschiedener Meinung ist. Er wurde vor allen Göttern besonders heilig gehalten u. hatte zu Alexandria einen außerordentlich großen, sowie zu Memphi den allerältesten Tempel. Alle diese Tempel wurden nicht in, sondern außer der Stadt gebaut, und das Opfer bestand nicht in Thieren, sondern in Kräutern, Kränzen, Gebackenem ꝛc. Abgebildet wird er als ansehnliche Mannsperson mit krummen Widderhörnern und etlichen Strahlen um den Kopf; in der Hand einen Stab mit drei Zacken, um welchen auch eine Schlange gewunden ist. Viele halten ihn mit dem Osiris für Eine Person.

Seraskier, bei den Türken der oberste General einer ganzen

Armee, Generalfeldmarschall, der freiere Gewalt, als die übrigen hat und bloß unter dem Großveziere steht. Bisweilen wird auch niedrigeren Generalen der Name beigelegt.

Serbien (Servien, Serf Wilajeti, Laß Wilajeti), 1) (Geogr.), Königreich und türkische Landschaft im Beglerbeglik Rumeli, grenzt nördlich an Ungarn, östlich an die Sandschakschaften Widin u. Sofia, südlich an Dukagin und Iskenderjeh, westlich an Bosnien; 385 QM. groß, mit 390,000 Ew. Das Land ist durch die dinarischen Alpenzweige sehr bergig mit vielen Flußthälern. Auf den Grenzen die Flüsse: Donau, Drino, Sau und Timok; im Innern die Morawa, Ibar, Mitroviza, Nissawa. Getreide-, Reiß-, Wein-, Obst-, Flachs-, Tabacksbau, Viehzucht, Baumwollenweberei, Eisenarbeiten und Handel mit Landeserzeugnissen, vorzüglich mit Vieh und Wolle. Das Land ist in 4 Sandschaks: Belgrad, Semendria, Krotowa und Novibasar getheilt; seine Hauptstadt ist Belgrad. Serbien ist nicht auf's innigste mit dem türkischen Reiche vereinigt, sondern wird mehr als Schutzland behandelt. — 2) (Gesch.) Die Geschichte der Serbier zeigt uns diese Nation fast unaufhörlich in wechselsweise Fehden mit den griech. Kaisern, den Ungarn und der emporstrebenden Republik Venedig verwickelt und bei aller Tapferkeit meistens besiegt. Nachdem die Serbier eine Reihe von Jahren hindurch, zwar von eignen Fürsten (Shupans, Zupaw) regiert, unter der Oberherrschaft der oströmischen Kaiser gestanden hatten, suchten sie sich derselben (1150) unter dem Shupan Tschudomil, der sich mit den Ungarn gegen den griech. Kaiser Manuel Komnenus verband, zu entreißen. Manuel kam deswegen mit einem Heere nach Serbien, schlug (1151) die Serbier und machte im Zweikampfe den Shupan Tschudomil zum Gefangenen. Tschudomil unterwarf sich dem Kaiser aufs neue und erhielt dadurch seine Freiheit wieder. Ein wiederholter Versuch der Serbier,

sich unabhängig zu machen, mißlang ebenfalls. Der griech. Feldherr, nachmalige Kaiser Isaak Angelus, schlug sie (1193) an der Morawa. Doch wurde der Friede wiederhergestellt, und der Shupan Stephan erhielt den ausgezeichneten Titel Despot. Sein Nachfolger Stephan ward von den Ungarn vertrieben; der Bruder desselben, Wolkan, erhiel jedoch Serbien (1208) u. d. T. eines Königs, aber unter ungarischer Oberherrschaft. Während dieser Zeit hatte Serbien s. Gestalt verändert. Schon im 9. Jahrh. theilte Budimir, der erste christliche Fürst in Serbien, das Land in verschiedene Theile. Einen derselben nannte er Bosnien, welches er durch Statthalter (Bane) regieren ließ, die sich in der Folge der serbischen Oberherrschaft entzogen. Der südliche Theil erhielt von dem ihn durchströmenden Flusse Raska den Namen Raschiah oder Rascien. Die der griech. Religion zugethanen Bewohner dieses Theils heißen daher Raizen, ein Name, den sich auch die aus den türkischen Provinzen nach Ungarn und Siebenbürgen ausgewanderten Illyrier, anstatt des letztern, beilegen. Bei der zunehmenden Ohnmacht der griech. Kaiser hatten die Serbier von diesen wenig zu besorgen, desto mehr aber von der Ueberlegenheit der Ungarn, unter deren Oberherrschaft Bosnien und ein anderer angrenzender Theil Serbiens, doch unter eignen Regenten, kamen. In der Folge ward Milatin Urosch, König von Serbien, im Anfange des 14. Jahrh. von dem ungarischen Könige Karl I. gezwungen, einen Theil Serbiens abzutreten. Andere Kriege, welche die Ungarn beschäftigten, hinderten sie jedoch, an den serbischen Angelegenheiten größern Antheil zu nehmen. König Stephan Duschan (reg. von 1336 an) unternahm mehrere glückliche Feldzüge gegen die griech. Kaiser, und unterwarf sich einige benachbarte Provinzen. Er nahm den kaiserl. Titel an, und theilte das serbische Reich in verschiedene Statthalterschaften, legte aber dadurch den Grund zu dessen Verfall und nachmaliger Auf-

lösung. Einer seiner Nachfolger, Lazar (reg. von 1374 an), mußte die Oberherrschaft der Ungarn wieder anerkennen, und begnügte sich bloß mit dem Titel Knees. Unter ihm drang der türkische Sultan Murad I. auch in Serbien ein, und eroberte einen Theil desselben. Er schlug die Serbier (15. Juni 1389) auf dem Amselfelde, und der in der Schlacht gefangene Lazar ward in dem Zelte des Siegers, der selbst unter dem Dolche eines Serbiers fiel, hingerichtet. Bajazed, Murad's Nachfolger, theilte hierauf Serbien zwischen Lazars Sohn, Stephan, und Eidam Wuk Brankowitsch; Beide mußten ihm Tribut zahlen und sich zur Heeresfolge verpflichten. Von dieser Zeit an konnten die Serbier sich dem türkischen Joche nicht wieder entziehen. Spätere Versuche wurden immer verderblicher für das Land, das in den Kriegen zwischen Ungarns Beherrschern und der Pforte stets der unglückliche Schauplatz war. Nach der Schlacht auf dem Amselfelde (1447), in welcher Murad II. über die Ungarn unter Hunyad siegte, ward Serbien den Türken gänzlich unterworfen, und von ihnen als eroberte Provinz behandelt. Von den eigentlichen Einwohnern blieben nur die geringsten übrig; die alten, edeln Geschlechter wurden vertilgt, oder erniedrigten sich selbst durch Vermischung mit andern; das ganze Volk versank in dumpfe Trägheit. Eugens Heldenthaten bewirkten zwar, daß Oesterreich im Frieden zu Passarowitz (1718) den größten Theil von Serbien, nämlich das nördliche Stück, mit der Hauptstadt Belgrad, bis an den Fluß Timock und das Gebirge Bujukdasch, erhielt. Aber durch den für Oesterreich nachtheiligen belgrader Frieden (1739) kam dieses ganze Stück wieder an die Türken. Die mit Grausamkeit verbundene Strenge der türkischen Befehlshaber und der Uebermuth der Janitscharen veranlaßten 1801 einen Aufstand der erbitterten Serbier. Ein kühner Mann, Georg Petrowitsch, bekannter u. d. N. Czerny Georg, trat an die Spitze der Miß-

vergnügten und kämpfte 11 Jahre hindurch mit der größten Anstrengung für die Unabhängigkeit s. Vaterlandes. Czerny Georg wohnte, seit er den österreich. Kriegsdienst verlassen hatte, auf s. Gute in dem Dorfe Rainemika im belgrader Bezirk. Ein Haufen empörter Janitscharen kam im Aug. 1801 in dieses Dorf, um zu plündern, und griff auch die Wohnung Georgs an, der ein bedeutendes Vermögen besaß. Georg vertheidigte ganz allein s. Heerd, erlegte verschiedene der Angreifenden und flüchtete hierauf in einen Wald. Hier sammelten sich bald mehrere Mißvergnügte zu ihm, die ihn zu ihrem Anführer wählten. Man bewaffnete sich auf jede Art und führte, durch die Wälder gesichert, anfangs bloß den kleinen Krieg; einzelne Haufen von Janitscharen fielen unter den Streichen der Serbier, deren Muth und Anzahl mit ihrem Glücke, welches das Gerücht vielleicht vergrößerte, täglich wuchs. Die türkischen Befehlshaber der Provinz, wie gewöhnlich eifersüchtig gegeneinander und in geheimer Fehde unter sich begriffen, begünstigten oder hinderten wenigstens nicht den Aufstand der Serbier, die sie als Werkzeug zur Unterdrückung ihrer Nebenbuhler betrachteten. Auch wurden die Serbier ingeheim von den Russen mit Waffen und Geld unterstützt. Nachdem sie verschiedene Palanken (kleine, mit Palisaden, einem Erdwalle und einem sehr breiten Graben umgebene Festungen, die in Serbien und Bosnien häufig sind) durch raschen Angriff erobert hatten, wurden sie immer kühner und zeigten sich vor den Festungen Schabacz und Belgrad, in welche sich die türkischen Truppen geflüchtet hatten. Als endlich Czerny Georg einen festen Posten bei Semendra zu s. Sicherheit besetzt hatte, schickte er Abgeordnete nach Konstantinopel, welche über die Räubereien der Janitscharen und das Benehmen der türkischen Befehlshaber, die den Pascha von Belgrad ermordet hatten und die Befehle des Sultans selbst nicht achteten, Beschwerde führten und vorstellten, daß

die Serbier bloß ihrer Sicherheit wegen sich bewaffnet hätten, ohne sich der Oberherrschaft der Türken entziehen zu wollen. Ein großherrlicher Befehl (Firman) billigte das Betragen der Serbier, und verhieß ihnen selbst eine 9jährige Befreiung von den gewöhnlichen Abgaben. Dieser Umstand war der Sache der Serbier sehr günstig. Unter dem Vorwande, die der Pforte ungehorsamen Statthalter zu bekämpfen, vermehrten sie ihr Heer, das bald auf 30,000 Mann anwuchs. Jener Befehl der türkischen Regierung war indessen mehr eine Wirkung der Ohnmacht, in welcher dieselbe sich gerade damals befand, wo auf mehreren Punkten des Reichs bedeutende Unruhen ausgebrochen waren. Czerny Georg ging daher in seinen Forderungen weiter und verlangte, daß Serbien, gleich der Moldau und Walachei, zu einem Fürstenthume unter einem griech. Hospodar erhoben werde. Die Forderung ward abgeschlagen, und nun begann der Kampf Serbiens gegen die Macht der Pforte. Czerny Georg erschien mit einem zahlreichen Heere im Felde, erobert im Dec. 1804 die Stadt Schabacz und schloß die Festung gl. N. und Belgrad enge ein. Neue, aber fruchtlose Unterhandlungen hielten den weitern Fortgang der Waffen noch einige Zeit auf. Als aber im Anfange 1806 die Pforte sich ernstlicher rüstete, und die türkischen Truppen von verschiedenen Seiten in Serbien einzudringen versuchten, gingen die Serbier mit 3 Heeren, über 60,000 M. stark, ihnen entgegen. Die Türken wurden mehrmals, besonders an den Flüssen Drina und Morawa, mit großem Verluste geschlagen, und mußten den Entsatz der Festungen Belgrad und Schabacz aufgeben. Jetzt erklärte sich auch Rußland für die Serbier, und ein russisches Heer rückte zu ihrer Unterstützung in die Moldau ein. Von den Russen mit Kriegsbedürfnissen, besonders mit Belagerungsgeschütz und mit guten Ingenieurs, woran es den Serbiern mangelte, unterstützt, eroberte Czerny (Dec. 1806) Belgrad, und ei=

nige Zeit nachher auch Schabacz und Nissa. Der serbische Krieg nahm jetzt einen andern Charakter an. Die Serbier waren Herren ihres Landes, jedoch unter russischer Leitung. Ihr Heer war bis auf 80,000 M. angewachsen, und wurde den Türken noch furchtbarer, als sich im Juni 1807 ein russisches Heer mit ihm vereinigte. Die Türken, mit andern Unruhen im Innern des Landes beschäftigt, und von den Russen und Serbiern wiederholt geschlagen, trugen selbst auf einen Waffenstillstand an, der am 8. Juli 1808 zu Slobosje im serbischen Hauptquartiere geschlossen wurde. Czerny Georg ordnete nun mit den übrigen Häuptern der serbischen Nation, unter denen zwar mehrere talentvolle, aber fast durchgängig ungebildete Männer waren, die Verfassung Serbiens unter russischem Schutze. Früher schon vom Volke als Oberhaupt ernannt, ward er förmlich als Fürst von Serbien eingesetzt, auch dafür vom russischen Kaiser anerkannt, der ihn zugleich zum Generallieutenant im russischen Heere und Ritter des Alexander-Newsky-Ordens ernannte. Die Versammlung der Vertreter des serbischen Volks, der Senat, früher die Synode genannt, verlegte 1808 ihren Sitz von Semendra nach Belgrad, und setzte da die Arbeiten über die neue Verfassung des Landes fort. Als im März 1809 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte wieder begann, nahm auch Czerny Georg mit seinen Serbiern Antheil daran und unterstützte thätigst die russischen Waffen. Aber der franz. Angriff auf Rußland, 1812, endigte diesen Krieg unerwartet schnell, und führte den zwischen Rußland u. der Pforte zu Bukarescht am 28. Mai 1812 geschlossenen Frieden herbei. In Rücksicht Serbiens war bei diesem Friedensschlusse festgesetzt worden, daß die Pforte gegen die Serbier, als ein ihr seit langer Zeit unterwürfiges und zinsbares Volk, Milde und Großmuth ausüben und ihnen deswegen eine volle Amnestie gewähren sollte. Die Festungen, welche die Serbier in ihrem Lande,

auf Veranlassung des bisherigen Kriegs, erbaut hatten, sollten geschleift, die übrigen festen Plätze aber den Türken eingeräumt werden. Die Verwaltung der innern Angelegenheiten sollte der Nation überlassen, und die ihr von der Pforte auferlegten mäßigen Steuern in gemeinschaftlichem Einverständnisse erhoben werden. Die Serbier sollten übrigens die nämlichen Vortheile genießen, welche den türkischen Unterthanen auf den Inseln des Archipelagus und in andern Gegenden zugestanden worden. Dies waren die einzigen Vortheile, welche die bei dem Friedenscongreß zu Bukarescht gegenwärtigen serbischen Abgeordneten für ihr Vaterland bewirken konnten. Auch machte die Nachricht von dem geschlossenen Frieden einen unangenehmen Eindruck in Serbien. Der Antrag des russischen Generals, gegen ausschließliche Uebergabe aller festen Plätze und Verschanzungen im Lande an die russischen Truppen und gegen unmittelbare Stellung aller waffenfähigen Mannschaft unter russischen Oberbefehl die Nation ferner zu unterstützen, ward abgelehnt, und die Serbier erklärten ziemlich offen, daß sie sich auf diese Art in ihrer Hoffnung getäuscht sähen. Am Ende des Juli 1812 zogen sich die russischen Truppen schnell aus Serbien, sowie aus andern Gegenden, nach Rußland zurück. Ihnen folgten mehrere Häupter der Serbier, die ihnen vorzüglich ergeben gewesen waren. -- Serbien war nun seiner Selbstvertheidigung allein überlassen. Die Serbier versuchten zwar noch durch Unterhandlungen in Konstantinopel und durch Annäherung an Oesterreich etwas mehr für sich zu gewinnen. Aber auch diese Versuche mißlangen, und die Paschen der an Serbien grenzenden Länder erhielten Befehl, das Land mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Der Krieg begann daher im Juli 1813 aufs neue und wurde mit der größten Erbitterung unter abwechselndem Glücke fortgeführt. Nach einem Kampfe von beinahe 4 Monaten siegte die Uebermacht der Türken. Czerny

Georg und Andere flüchteten in benachbarte Staaten. Die Sieger behandelten die Zurückgebliebenen mit der größten Grausamkeit. Das Land glich einer Einöde. Ausbrüche der Volkswuth wurden durch Strenge gedämpft. Endlich errangen die Serbier unter Milosch's Anführung durch den Tractat vom 15. Dec. 1815 eine Art von Selbstständigkeit, der sie mehr zu Schutzverwandten als zu Unterthanen der Pforte machte. Der Versuch, das Land wieder zu bewaffnen, den Czerny Georg im Juli 1817 aus nicht ganz deutlich gewordener Absicht machte, kostete ihm das Leben. Er hatte sich in das Land geschlichen, vielleicht um den Fürsten Milosch, der jetzt an der Spitze der Serbier stand, zu verdrängen. Wenigstens wurde er auf Befehl dieses Fürsten von s. Landsleuten ermordet. Die Pforte machte hierüber nichts bekannt, und Rußland schwieg. Beide Mächte schienen diesen Vorgang nicht als Veranlassung eines Bruchs unter sich ansehen zu wollen. Bis 1820 wurden in Konstantinopel die Unterhandlungen mit den Serbiern fortgesetzt. Sie verlangten, daß außerhalb Belgrad kein Türke in Serbien ein Besitzthum haben sollte. Dies ward bewilligt. Seitdem regierte das Land ein Senat, welcher aus einem Präsidenten, dem 1817 zum Fürsten ernannten Milosch und 4 Mitgliedern oder serbischen Deputirten besteht. Der Senat hat seinen Sitz zu Semendra (feste Hauptst. an der Donau, mit 8000 Einw. und einem Erzbischof), wo auch der Hospodar Milosch-Obrenowitsch (ehemals General unter Czerny Georg) wohnt). Die Serbier haben ihre eignen Richter und Kujäsen (Schulzen). Bei der Pforte halten sie einen beständigen Agenten. Sie zahlen an die Pforte nichts als den Kharadsch, der für jeden Familienvater 1 Dukaten, für jedes andere Individuum 1 Piaster beträgt. Kein Serbier darf sich in der Türkei und kein Türke in Serbien häuslich niederlassen; Belgrad und die türkischen Festungen (Palanken) in Serbien haben türki-

sche Besatzung; im Falle eines Krieges der Pforte mit einer auswärtigen Macht stellen die Serbier 12,000 M. Die Befehle des Veziers, der mit der türkischen Besatzung in Belgrad wohnt, gelangen an den Fürsten Milosch zur Vollziehung. Dieser unterdrückte 1825 einen Aufstand, den seine Strenge veranlaßt hatte, mit grausamer Härte, und ward dafür mit der Hospodarwürde belohnt. 1826 vereitelte er ebenso glücklich als grausam eine gegen ihn gerichtete Verschwörung. Bei dem Kriege Rußlands mit der Pforte 1828 war das Volk in Serbien zum Aufstande für Rußland bereit.

Serbische Sprache- und Literatur. Die serbische Sprache, gemeiniglich die illyrische genannt, ist eine slawische Mundart. In der serbischen Poesie, deren Vortrefflichkeit auch Göthe und Grimm anerkannt haben, vereinigt sich slawischer Charakter, rohe Kraft mit orientalischer Glut und hellenischer Plastik. Die serbische Prosa hat außer theologischen und Erbauungsschriften wenig hervorgebracht.

Serenade (franz. **serenata**, auch **notturno**, ital.), eine (bei heiterm Himmel) im Freien unter Jemandes Fenstern aufgeführte Musik, eine Abendmusik, ein Ständchen. Diese Gattung von Tonstücken ist unter südlichem Himmel entstanden und heimisch, und schon die Griechen und Römer kannten sie. Vorzüglich steht sie im Dienste der Liebe und Galanterie.

Sergell (Johann Tobias v.), k. schwedischer Hofbildhauer, geb. in Stockholm den 8. Sept. 1740. 1767 reiste S. mit königl. Pension nach Italien. Zehn Jahre lebte er in Rom und gründete daselbst s. Ruhm. Der große Kunstfreund Gustav III. rief ihn 1779 zurück und ernannte ihn zum Hofbildhauer und zum Professor an der Akademie der bildenden Künste. Auch beehrte er ihn mit dem Wasaorden. S. begleitete den König 1784 nach Italien, wo auf s. Rath

mehrere kostbare Kunstwerke des Alterthums, z. B. der herrliche Endymion, für das k. Museum zu Stockholm gekauft wurden. Bei Gelegenheit der feierlichen Enthüllung der kolossalen Statue seines Wohlthäters, Gustav III., die auf Kosten der stockholmer Bürger nach dem Modelle S.'s gegossen worden war, erhielt er 1808 das Adelsdiplom mit der Auszeichnung, in s. Wappen die Statue Gustavs zu führen. Später wurde er Hofintendant und Ritter des Nordsternordens. Am 26. Febr. 1814 starb er zu Stockholm. Unter s. Schülern hat sich vorzüglich Byström einen glänzenden Ruhm erworben. Seit mehreren Jahren lebt er in Rom.

Seringapatam (Sri Ranga Patama), gewöhnlich Seringapatnam, die Hauptst. der Prov. Mysore in Ostindien. Während Tippo's Regierung hatte die Insel Seringapatam im Ganzen gegen 150,000 Bew., deren Menge sich aber nach dem Sturze von Hyder's Dynastie sehr vermehrt hat. Hyder's Palast oder der Laul Baugh liegt am östl. Ende der Insel, und ist, obgleich nur von Lehm erbaut, doch ein prachtvolles Gebäude. Daneben ist Hyder's Mausoleum, wo er, seine Gemahlin und Tippo in Gräbern von schwarzem Marmor ruhen. Der Palast in der Stadt ist ein großes, mit einer hohen, starken Mauer umgebenes Gebäude, und hat, wie alle öffentliche Gebäude zu Seringapatam, von Außen keine Fenster und wenig Ansehn. Gegenwärtig ist Hyder's Palast die Wohnung eines Wundarztes, sein Serail ein europäisches Hospital. Tippo's Serail dient als Caserne für die Artillerie und s. Staatszimmer werden von europäischen Soldaten bewohnt. Die Straßen der Stadt sind eng und schlecht. Am 4. Mai 1799 stürmte das engl. Heer unter dem General Harris in der Nacht die Stadt. Ein großer Theil der 8000 M. starken Besatzung ward niedergemacht, auch Tippo fand man unter den Todten. Bei Uebergabe der Festung waren die Wälle mit

909 Kanonen von verschiedenem Caliber besetzt, und man erbeutete nahe an 100,000 Gewehre. Außer einer sehr reichen Schatzkammer fand man eine schätzbare indische Bibliothek von 2000 Bdn., welche jetzt in dem ostindischen Hause zu London aufbewahrt wird. Seit dieser Zeit steht Seringapatam unter der Präsidentschaft Madras.

Serpent (ital. serpentono, franz: serpent), Schlangenrohr, ein Blasinstrument, in Form einer gekrümmten Schlange, von Metall oder schwarzem Holze, mit Leder überzogen, das sechs Löcher hat, und wie der Fagott geblasen wird. Es ist bei militairischen Musiken sehr im Gebrauche und vertritt da die Stelle des Contreviolons.

Serpentin, Serpentinstein, Ophites, ein bunt-grünlicher, mit mancherlei Flecken eingesprengter Stein, wie Schlangenhaut. Er soll alle giftige Thiere und Insekten verscheuchen; daher der Name. Ob er zum Marmor, oder zu den Speck- oder Torfsteinen, oder unter die glasartigen Steine gehöre, darüber ist man nicht einig. Wie bekannt, wird er wegen der Weichheit, wodurch er sich gut schneiden und drechseln läßt, zu Mörsern, Schreibzeugen, Wärmsteinen ꝛc. gebraucht. — Dann ist auch Serpentin der Name eines alten Feldgeschützes.

Serra de Estrella (Mons Herminius), das höchste Gebirge in Portugal, eine Fortsetzung des spanischen Guadarramagebirges. Seine höchste Spitze, der Cantaro Delgado, erhebt sich an 8000 Fuß über das Meer und ist vom Oct. bis in den Juni mit Schnee bedeckt. Es bildet eine wahre Alpenlandschaft, die man in diesem warmen Lande nicht suchen würde. Merkwürdig sind auf demselben mehrere Seen, die zum Theil lauwarm sind, Blasen werfen u. dabei krystallhelles Wasser haben. Der unterste und kleinste derselben heißt der runde See und ist von hohen Felsen eingefaßt; von diesem kommt man zu dem höhern, langen See, und endlich zu dem höch-

sten, dem finstern See. Die Bergbäche Condieira und Unhaes bilden durch ihren Sturz über die Felsen herab schöne Wasserfälle. Um das Gebirge her liegen viele Dörfer.

Sertorius (Quintus), aus Mursia in Sabinum gebürtig, ein ausgezeichneter römischer Feldherr, der mit ebenso viel Muth und Klugheit als Glück die Sache der demokratischen Partei gegen den Sulla und den Aristokratismus vertheidigte. Seinen ersten Feldzug machte er sehr jung unter dem Proconsul Q. Servilius Cäpio, bei dessen Reiterei er angestellt war, gegen die Cimbern, und nach der blutigen Schlacht, worin diese Sieger blieben, rettete er sich glücklich durch die Flucht. Nachher diente er als Legionstribun unter dem Consul T. Didius in Spanien und erwarb sich hier durch seine Tapferkeit noch mehr Ruhm als der Feldherr selbst. Er eroberte die sehr wichtigen Städte Castulo und Gyrisänium, und seinem meisterhaften Betragen hatte der Consul vornehmlich den berühmten Sieg über die Vaccäer zu danken, welcher, sehr viel zur Unterwerfung der empörten Provinzen beitrug. A. U. 663 war er Quästor im diesseitigen Gallien und da in diesem Jahre der gefährliche Bundesgenossenkrieg ausbrach, so führte er seinem Vaterlande eine Verstärkung von Galliern zu Hülfe, und kämpfte mit seiner gewohnten Tapferkeit gegen die Feinde, wobei er in einem Gefechte das eine Auge verlor. In die nach dem Ende dieses Krieges erfolgenden Zwistigkeiten zwischen Marius und Sylla mischte er sich anfangs nicht; da aber Sylla ihn dadurch beleidigte, daß er sich ihm bei der Bewerbung um das Consulat aus allen Kräften widersetzte, so trat er zur Partei des Cinna über, wünschte aber nicht, daß dieser zum Verderben des Vaterlandes mit dem rohen und blutgierigen Marius gemeinschaftliche Sache machen sollte. Cinna gestand zwar die Richtigkeit seiner Vorstellungen ein,

da er aber den vertriebenen Marius schon zur Rückkehr eingeladen hatte, so war die Sache nicht mehr zu ändern. Nachdem sich also nun Marius, Cinna und Sertorius mit einander verbunden hatten, eroberten sie Rom und da die Bardiäer des Marius ihre Grausamkeiten in der unglücklichen Stadt gar zu weit trieben, so beredete Sertorius den Cinna, diese Mörder aus dem Wege zu räumen und so ihrem Wüthen ein Ende zu machen. Als endlich nach dem Tode des Marius und Cinna Sylla selbst aus einem Heere nach Italien zurückkam und die demokratische Partei sich gegen ihn rüstete, so erhielt Sertorius auch das Commando eines besondern Corps von der Hauptarmee; bei dem unglücklichen Gange aber, den die Sache der Demokraten nahm, wurde er als Prätor nach Spanien abgesandt, um diese Provinz zu verhindern, daß sie sich nicht für den Sylla erklären möchte, wie schon die meisten übrigen Provinzen gethan hatten. So betrat er also A. U. 670 den Schauplatz, wo sein Genie in seiner größten Thätigkeit sich zeigen konnte. Nachdem er den Widerstand, welchen ihm die Barbaren auf dem Wege zu seiner Provinz entgegensetzten, glücklich überwunden und in seiner Statthalterschaft sich befestigt hatte, bemühete er sich gleich vom Anfange an, die verschiedenen spanischen Völkerschaften durch seine Freundlichkeit, Herablassung und Milde für sich einzunehmen, weil er wohl einsah, daß er ihrer Hülfe nicht würde entbehren können. Bald hatte er auch Gelegenheit, ihnen zu zeigen, daß sie in ihm nicht nur den gütigen Beherrscher, sondern auch den erfahrenen, muthvollen und glücklichen Feldherrn verehren müßten. Denn sobald Sylla von seiner Ankunft in Spanien Nachricht erhalten hatte, schickte er den C. Annius mit einem mächtigen Heere ab, um ihn aus diesem Lande zu vertreiben. Sertorius schickte ihm unter Julius Salinator 6000 Mann entgegen, um die schmalen Pässe der Pyrenäen zu decken, wodurch Annius, da

mehrere Angriffe vergeblich waren, so in Bestürzung gesetzt wurde, daß er, unentschlossen, was er thun sollte, wäre, sich am Fuße des Gebirges lagerte. Endlich gelang es ihm, einen gewissen Calpurnius Lanarius zum Meuchelmorde des Julius zu bereden, welcher glücklich ausgeführte Anschlag die Truppen desselben so schreckte, daß sie die Pässe verließen und dem Annius das Eindringen in Spanien erlaubten. Da Sertorius sich gegen die überlegene Macht im freien Felde nicht halten konnte, so flüchtete er sich mit 3000 Mann nach Neucarthago, erbauete hier schnell eine kleine Flotte und ging mit dieser nach Afrika. Als er aber hier landete, um frisches Wasser einzunehmen, wurde ein Theil seiner Leute von den Barbaren angefallen und niedergehauen; dieses Unglück nöthigte ihn, wieder nach Spanien zurückzusegeln. Hier fand er aber die ganze Küste mit den Völkern des Annius besetzt. Er kehrte also wieder um und stieß auf eine kleine Flotte cilicischer Seeräuber, mit welchen er sich vereinigte und eine glückliche Landung auf der Insel Pityusa that, wo er ansehnliche Beute machte. Aber nun verfolgte ihn Annius mit einer überlegenen Flotte, gegen welche sich doch Sertorius zu einer Schlacht fertig machte, aber er wurde durch einen heftigen Sturm von derselben getrennt und der größte Theil seiner nur leicht gebauten Schiffe an der felsigten Küste zerschlagen, sodaß er mit den wenigen Ueberbleibseln unter beständiger Furcht, von den Feinden aufgefangen zu werden, volle 10 Tage von den stürmischen Wellen sich herumtreiben lassen mußte. Endlich glückte es ihm, durch die Meerenge von Gades zu gehen und nahe bei der Mündung des Bätis ans Land zu treten. Hier traf er Schiffe an, welche aus den canarischen Inseln kamen und die Fruchtbarkeit u. das angenehme Klima derselben ihm so reizend schilderten, daß er den Entschluß faßte, hier in Ruhe sein Leben zuzubringen. Dieser Entschluß war ihm indessen nur durch das Gefühl des bisherigen Ungemachs abgenöthigt

worden, als er hörte, daß in Afrika ein Krieg zwischen dem Könige Ascalis von Mauritanien und seinen Unterthanen ausgebrochen sei, so ging er dahin ab und vereinigte sich mit den Feinden des Ascalis. Er schlug diesen in einer Schlacht und belagerte ihn in der Stadt Tindis. Indessen kamen vom Sylla Hülfsvölker an, welche dem Könige beistehen sollten. Diesen ging er mit einem weit schwächern Corps entgegen und schlug sie gänzlich in die Flucht. Nach diesem Siege eroberte er Tingis, machte sich zum Meister des ganzen Landes und gab dann den Mauritanern ihre Freiheit wieder, sodaß er Nichts für sich behielt, als was ihre Dankbarkeit ihm freiwillig übermachte. Sein Ruhm breitete sich nun so weit aus, daß die Lusitaner, welche Annius mit einem Kriege bedrohete, ihn ersuchten, die Oberfeldherrnstelle ihrer ganzen Armee zu übernehmen. Er erfüllte um so lieber diese Bitte, da er dadurch in den Stand gesetzt wurde, aufs neue als Chef der republicanischen Partei gegen Sylla auftreten zu können. Mit 2500 Römern und 700 Afrikanern ging er zu Schiffe, schlug sich durch eine vom Cotta angeführte römische Flotte, die ihm begegnete, glücklich durch und landete in Lusitanien. Er stellte sich hier sogleich an die Spitze der Armee, erhielt eine völlig unumschränkte Gewalt und ward gleichsam König des Landes, dessen Einwohner kein Bedenken trugen, einem Manne von seinen Talenten als Feldherr und Regent, von seiner Rechtschaffenheit, Biederkeit, Sanftmuth und einnehmendem Betragen sich und ihr ganzes Vermögen anzuvertrauen. Da die Feinde, welche er zu bekämpfen hatte, an Anzahl weit überlegen waren, so zeigte er seine Feldherrntalente vorzüglich in der Kunst, dieselben abzumatten, ihnen Hinterhalte zu stellen, sie in schmalen Pässen zu überrumpeln, durch lange Märsche zu ermüden und eine Hauptschlacht, wo er nicht des Sieges gewiß war, zu vermeiden. So war es möglich, daß er an der Spitze von 8000 M. im Stande war, 4 römischen

Feldherren, welche 120,000 M. zu Fuß, 6000 zu Pferde und 2000 Bogenschützen und Schleuderer commandirten, nicht nur zu widerstehen, sondern auch fast ganz Spanien sich zu unterwerfen. Sein erster Gegner war Aufidius, od. Fufidius, Statthalter in Bätica, dem er in einer bergigen Gegend eine Schlacht lieferte und mit Verlust von 2000 Mann ihn gänzlich in die Flucht schlug. Nun schickte Sylla den Q. Cäcilius Metellus, einen der besten römischen Feldherren, gegen ihn, der aber dem verschlagenen Sertorius ebenso wenig etwas anhaben konnte, der mit Blitzesschnelle bald hier, bald da war, ihn beständig beunruhigte, aber nie zu einer ordentlichen Schlacht gebracht werden konnte, und täglich neue Kriegslisten erfand. Sobald Metellus in Spanien angekommen war, befahl er dem Prätor des diesseitigen Spaniens, ihm zu Hülfe zu kommen, aber dieser wurde von dem Quästor des Sertorius, Hirtulejus oder Herculejus gänzlich geschlagen. Das nämliche Schicksal hatte auch L. Lollius, oder, wie er von Andern genannt wird, L. Manlius, Proconsul im narbonesischen Gallien, über den Hirtulejus bei Ilerda einen vollkommenen Sieg erfocht und seine Völker gänzlich zerstreute. Auf das Gerücht von diesen Siegen eilten eine Menge Römer, die mit dem Sylla unzufrieden, oder, von ihm geächtet, auf der Flucht begriffen waren, zum Sertorius, der nun aus ihnen einen römischen Staat im Kleinen zu bilden anfing. Er erwählte aus ihrem Mittel einen Senat, den er dem römischen entgegensetzte und richtete sein Kriegsheer ganz auf römischen Fuß ein. Zugleich unternahm er, mitten unter den Unruhen des Krieges, das schwere Geschäft, die Einwohner von Spanien zu bilden und sie mit den Römern zu Einem Volke umzuschaffen. Daß ihm dieser große Plan im Ganzen genommen glückte, ist in der That kein geringer Beweis von seiner Klugheit und tiefen Menschenkenntniß. Lusitaner, Iberer, Celtiberer und selbst die noch rauhern Bewohner

der Nordprovinzen Spaniens machten mit gebornen Italienern unter seiner Anführung nur Ein römisches Lager aus und Alle lebten unter einerlei Disciplin. Der Bewohner Spaniens gewöhnte sich bei den friedlichen Geschäften des Bürgers, die Toga zur gewöhnlichen Kleidung zu tragen, dagegen ward das spanische Sagum die Oberdecke aller seiner Völker im Felde. Zur Würde eines Senators wurden auch Iberer befördert und die römische Sprache ward die allgemeine des Landes. Um diesem Allen eine immerwährende Dauer zu geben, erhielten die Kinder angesehener Eingebornen aus allen Stämmen der Iberer mit vornehmen römischen Kindern zugleich eine ganz römische Erziehung in der Stadt Osca. Die Hochachtung, Liebe und Bewunderung, welche ihm die Spanier bewiesen, war auch außerordentlich und Jeder war bereit, für seine Sicherheit willig sein Leben aufzuopfern. Sylla, der darüber äußerst erbittert war, daß ein Geächteter als König in Spanien regieren und dieses schöne Land vom Staate abreißen wollte, schickte dem Metellus beständig neue Hülfstruppen, ohne daß die Lage desselben dadurch verbessert worden wäre. Durch die häufigen Anfälle, durch Abschneidung derjenigen Corps, welche von der Hauptarmee getrennt waren, wurde diese immer wieder geschwächt, so oft sie auch von neuem recrutirt wurde, und ohne eigentlich geschlagen zu sein, mußte er mit allen Unbequemlichkeiten eines Ueberwundenen kämpfen, während Sertorius alle Vortheile eines Siegers genoß. Da aus dieser Nachricht hervorgeht, daß Metellus die Vermeidung jeder Schlacht seiner Trägheit zuschreibe, so schickte er ihm eine Ausforderung zu einem persönlichen Zweikampfe zu, welche aber Metellus, damals schon in ziemlich hohem Alter, abzulehnen für gut fand. Dies verminderte sein Ansehn bei dem Heere und um seinen Ruhm durch irgend eine ausgezeichnete That wieder herzustellen, unternahm er die Belagerung von Lacobriga, welches er in wenigen Tagen einzunehmen

hoffte, da in der Stadt nur Ein Brunnen war. Aber Sertorius fand Mittel, noch kurz vorher 12,000 Schläuche voll frischen Wassers hineinzubringen, sodaß die Römer zu ihrem größten Erstaunen mehrere Wochen davor lagen, ohne etwas ausrichten zu können. Sie fingen nun selbst an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, u. Aquinus wurde daher mit 6000 Mann ausgeschickt, um frische Zufuhr herbeizuschaffen. Aber Sertorius überfiel dieses Corps, machte es theils nieder, theils gefangen und nöthigte dadurch den Metellus zur gänzlichen Aufhebung der Belagerung. — Nach dem Tode des Sylla dachte der Senat auf nachdrücklichere Mittel, den Sertorius zu bezwingen, und sandte den jungen Pompejus, der schon jetzt bei mehreren Gelegenheiten, durch seine Tapferkeit und kriegerischen Talente sich ausgezeichnet hatte, mit einer sehr ansehnlichen Macht dem Metellus zu Hülfe. Als dieser am Fuße der Pyrenäen angekommen war, erhielt er die Nachricht, daß Perpernus, ein Anhänger des Lepidus, mit 32,000 Mann sich in Spanien befände, um, gleich dem Sertorius, sich daselbst festzusetzen, daß aber seine Armee, wider seinen Willen zum Sertorius übergegangen wäre. Mit dieser ansehnlichen Macht verstärkt, eilte er dem Pompejus entgegen nach dem diesseitigen Spanien, um so bald als möglich etwas Entscheidendes gegen ihn zu wagen, da schon einige Städte in Spanien, durch den großen Ruhm des Pompejus geschreckt, in ihrer Treue gegen den Sertorius zu wanken anfingen. Er belagerte die Stadt Lauron und ließ hier den Pompejus gegen sich anrücken. Dieser umschloß die feindlichen Linien und hielt so, wie er glaubte, den Sertorius selbst belagert, sandte auch einen Boten mit dieser Nachricht in die Stadt und ermahnte zur tapfern Gegenwehr. Aber Sertorius, der davon benachrichtigt wurde, lachte nur darüber, und sandte einem Corps von 6000 M., das zwischen den Bergen versteckt lag, Befehl zu, dem Feinde näher zu rücken, und wofern er seine

Linien anzugreifen sich unterstehen sollte, ihm in Rücken zu fallen. Pompejus, über ihr plötzliches Erscheinen erstaunt, wagte es nicht, aus seinem Lager zu rücken, und sah, wie Lauron vor seinen Augen sich ergab und niedergebrannt wurde, nachdem die Einwohner mit ihren Habseligkeiten herausgezogen waren. Durch kleine Scharmützel verlor sogar Pompejus über 1000 Mann während der Belagerung und er zog sich mit dem Metellus an den Fuß der Pyrenäen zurück, wo beide, aus Furcht vor dem Feinde, nicht einmal die Winterquartiere zu beziehen wagten, sondern die ganze strenge Jahreszeit durch unter Zelten campirten. Mit dem angehenden Frühlinge ging Metellus zu Felde und schlug den Hirtulejus nach einer blutigen Schlacht, in welcher dieser 20,000 M. verloren haben soll. Auf die Nachricht von dieser Niederlage, eilte Sertorius an die Ufer des Sucro im tarraconesischen Spanien, um dem Pompejus eine Schlacht zu liefern, ehe Metellus sich mit ihm vereinigte. Dieser wünschte aus ähnlichem Grunde ein Treffen, damit er den Ruhm allein davon tragen möchte, wenn er, wie er nicht zweifelte, den großen Sertorius besiegte. Weislich verzog aber dieser den Anfang der Schlacht bis zum Anbruch der Nacht, damit auf jeden Fall, der Feind möchte siegen oder besiegt werden, die Dunkelheit in der unbekannten Gegend ihm zum Nachtheil gereichen möge. Das Treffen war sehr hartnäckig, aber der Tapferkeit des Sertorius konnte Nichts widerstehen und die Niederlage des Feindes war nach einem schrecklichen Blutbade bald vollständig, sodaß Pompejus selbst sich kaum durch die Flucht retten konnte. Am folgenden Morgen stellte sich Sertorius nochmals in Schlachtordnung, um durch ein zweites Treffen das feindliche Heer ganz aufzureiben, aber als er hörte, daß Metellus sich mit dem Pompejus vereinigt habe, so bezog er sein Lager wieder. Bei der letzten Schlacht hatte Sertorius im Getümmel seine Hündin verloren und war darüber sehr bekümmert

mert; indessen wurde sie ihm bald darauf wieder gebracht und nun beschloß er, diesen Umstand zu benutzen, um in den Augen der Spanier aufs neue als ein Günstling des Himmels zu erscheinen. Er versprach Denen, welche sie eingefangen hatten, eine große Belohnung, wenn sie es geheim halten und sie noch einige Tage einsperren würden. Bald darauf erschien er öffentlich mit einem fröhlichen Gesicht und erklärte, daß die Götter ihm im Traume ein großes Glück verkündigt hätten. Während er Gericht hielt, eilte die geliebte Hündin, welche indessen auf seinen Befehl losgelassen worden war, mit freudigen Sprüngen auf ihn zu, legte ihren Kopf auf seinen Schooß und leckte ihm die Hand. Sertorius liebkoste sie unter Thränen der Freude und alle Umstehenden erklärten ihn unter lautem Freudengeschrei für einen göttlichen Mann und erneuerten ihm den Eid ihrer unverbrüchlichen Treue. In der Nacht verließ endlich Sertorius sein Lager und Pompejus und Metellus folgten ihm nach. Sie trafen die feindliche Armee in zwei Corps getheilt, von denen eins Perperna, das andere Sertorius anführte. Erstern griff Metellus, den andern Pompejus an. Nach einer fürchterlichen Schlacht siegte Sertorius über den Pompejus und Metellus über den Perperna. Aber Sertorius wandte sich um gegen den Sieger, trieb ihn zurück und war im Begriff, ihn selbst niederzuhauen, als seine fliehenden Völker umkehrten und ihren Feldherrn befreiten. Sie griffen nun mit erneuter Wuth den Sertorius an und trieben ihn zurück, worauf er sich in eine Stadt zurückzog, nicht um sich hier belagern zu lassen, sondern um den Feinden einen neuen Streich zu spielen. Als daher Metellus und Pompejus Anstalt machten, ihn hier zu belagern, that er einen kühnen Ausfall und entfloh mit seinen Völkern mitten über die Berge nach Lusitanien, wo er bald eine neue furchtbare Armee auf die Beine brachte und damit den Römern entgegenging. Diese vermieden jetzt sorgfältig eine

Hauptschlacht, wurden aber durch die beständigen Anfälle des Sertorius aus einem Posten nach dem andern vertrieben und geriethen in solche Verlegenheit, da auch alle ihre Zufuhr aufgefangen wurde, daß sich Metellus nach Gallien und Pompejus nach den pyrenäischen Gebirgen zurückziehen mußte, von wo aus er die dringendsten Briefe um schleunige Hülfe nach Rom schickte. Sertorius hatte jetzt die höchste Stufe seines Glücks erreicht; dennoch aber bot er, aus Liebe zu seinem Vaterlande und aus dem eifrigen Wunsche, dasselbe wieder zu sehen, dem Pompejus und Metellus seine Unterwerfung an und bedung sich nichts weiter als die Aufhebung der Achtserklärung aus; aber dieser Antrag wurde abgewiesen. Vorzüglich war es die zärtliche Liebe gegen seine Mutter gewesen, die ihn zu jenem Antrage bewogen hatte. Bald darauf erhielt er die Nachricht von ihrem Tode, welche ihn so sehr ergriff, daß er fast vor Gram gestorben wäre. Er verschloß sich 7 Tage lang in sein Gemach, ließ auch seine vertrautesten Freunde nicht vor sich, und unaufhörlich flossen seine Thränen der zärtlichgeliebten Todten. Nur mit Mühe brachten ihn seine Freunde und die Befehlshaber der Armee dahin, daß er wieder öffentlich erschien und die Verwaltung der Staatsangelegenheiten übernahm. — Sein großer Kriegsruhm war bis zum Mithridat erschollen, der ihm 3000 Talente und 40 wohlausgerüstete Kriegsschiffe anbieten ließ, wenn er ein Bündniß mit ihm schließen wollte. Sertorius, der nur gezwungen gegen Rom kämpfte und es nicht geschwächt oder erniedrigt sehen wollte, schloß zwar das Bündniß, jedoch unter der Bedingung, daß Mithridates sich mit der Wiedereroberung von Bithynien und Kappadocien begnügen solle. Er empfing die bestimmte Summe und schickte dagegen Hülfstruppen nach Asien. Aber indem er sich zu nachdrücklicher Fortsetzung des Kriegs rüstete, erlag er, nicht der Macht der Römer, sondern dem Verrathe s. Freunde. Perpenna, der eine Ver=

schwörung gegen ihn angesponnen hatte, ermordete ihn bei einem Gastmahle i. J. Roms 682. So ward Rom von einem Gegner befreit, der an Feldherrngröße den berühmtesten Helden des Alterthum gleich kam und an Tugenden und Herzensgüte die meisten übertraf.

Servet (Michael), gelehrter Arzt, geb. 1509 zu Villanueva in Aragonien, welcher von der geistlichen Reformationsneigung seines Zeitalters ergriffen wurde und 1531 sein Buch »De trinitatis erroribus« drucken ließ. Dies Werk brachte ihn mit Calvin in Genf in Berührung und hätte Servet weniger übertriebenen Proselytismus besessen, so würde er im Auslande seine Tage ruhig beschlossen haben, da man ihn als Gelehrten schätzte. Calvin und er wurden persönliche Feinde und Servet in Genf unter des Eiferers Calvin Mitwirkung als Fremder der Ketzerei angeklagt und 1553 d. 17. Oct. als Gotteslästerer verurtheilt, verbrannt zu werden, auch dieses Urtheil vollzogen.

Servien, s. Serbien.

Servile (von dem spanischen serviles) nennt die jetzt unterdrückte Partei der sogenannten Freisinnigen in Spanien die Anhänger der Rechte der Privilegirten, besonders der Geistlichen, sowie sie unter der absoluten Regierung der spanischen Könige stattfanden. Die Partei wurde sofort mächtig, als das Glück Napoleons unterging, u. bildete eine große Opposition wider die sogen. Neuerer, welche 1813 die Mehrheit in den Cortes, aber nicht in der Nation ausmachten. In der Regel ist freilich der größte Theil der Granden, die reichere Kaufmannschaft und die höhere Geistlichkeit mit den zahlreichen Mönchen der Permanenz der absoluten königlichen und ministeriellen Regierung zugethan. Diese Partei ist sich einig und disponirt über die Menge und über die nationalen Lehranstalten nach Absetzung und Einkerkerung der anders Denkenden; diejenige der Liberalen ist sich uneins,

weil jede ihrer mehreren Klassen über die nothwendig abzuschaffenden Mißbräuche eine weitere oder beschränktere Ansicht hegt. In der Wahl der Mittel zu ihrem Zwecke sind die Liberalen ungeachtet des Verrufs der Demokratie vielleicht rechtlicher, wenigstens weniger egoistisch, als die Servilen, deren Ultras auf die Moralität ihrer Wege wenig Rücksicht zu nehmen scheinen, ihr Ziel als das einzig zulässige betrachten und dadurch Störer der öffentlichen Ruhe in ihren Reactionen werden.

Serviten, ein katholischer Bettelorden, welcher 1233 für den Dienst der heiligen Jungfrau und durch Mönche zu Florenz gestiftet wurde. Ihre Regel ist die des heil. Augustin und ihre Kleidung schwarz. Unter den Generalen der Bettelorden hat ihr General in Rom den fünften Platz. Sie widmen sich bloß der Andacht und nicht den Schulen und sind am häufigsten in Italien. Der Geschichtschreiber des tridentiner Conciliums Paul Sarpi und der Alterthumsforscher Ferrari gehörten zu diesem Orden. In Italien gibt es auch Nonnen-Serviten.

Servitut, Dienstbarkeit, Gerechtigkeit, ist ein Recht an einer Sache (jus reale), ohne Eigenthumsrecht an derselben, sie überhaupt oder zu bestimmten einzelnen Zwecken zu benutzen. Dies Nutzungsrecht kann, in einer jeden Sache, nach römischem Recht auch an Sklavendiensten stattfinden, aber subjectiv entweder einer Person eingeräumt sein (serv. personalis) oder wieder mit einer unbeweglichen Sache (als herrschendem Grundstück, praedium dominans) dergestalt verknüpft sein, daß jeder Besitzer desselben sein Recht auf dem dienenden, belasteten Grundstück (praedium serviens) ausüben darf. Das Nutzungsrecht besteht entweder darin, selbst etwas in Beziehung auf den Gegenstand desselben zu thun, z. B. Früchte davon zu ziehen, einen Weg zu gebrauchen (affirmative Serv.), oder

dem Eigenthümer einen gewissen Gebrauch (z. B. das höher Bauen eines Hauses, das Verbauen eines Fensters) zu untersagen (negative Serv.). Zu eignen Leistungen ist der Eigenthümer der belasteten Sache nicht verbunden **servitus in faciendo consistere nequit)**; aber im neuern europäischen Rechte gibt es manche Verhältnisse, wo der Eigenthümer des belasteten Grundstückes nicht bloß etwas leiden, sondern selbst etwas thun muß, und welche man nach der Analogie römischer Servituten behandelt, obgleich viele sehr verschieden davon sind und aus der Gemeindeverbindung oder aus der Grundherrlichkeit entstanden sind. Die persönlichen Servituten bestehen bald 1) in der vollen Benutzung einer fremden Sache und in dem Genuß aller davon abfallenden Früchte (usus **fructus**, Nießbrauch), bald 2) in einem beschränkten Nutzungsrechte (usus), welches sich nur auf die eignen persönlichen Bedürfnisse bezieht, oder irgend sonst in seinem Zwecke und Umfange näher bestimmt ist (z. B. auf bloße freie Wohnung, **habitatio**). Der Nießbrauch setzt in seiner ursprünglichen Strenge eine Sache voraus, welche durch den Gebrauch nicht unmittelbar verbraucht wird, sondern in derselben Beschaffenheit zurückgeliefert werden kann; nach und nach aber hat man ähnliche Gebrauchsrechte auch bei Gegenständen angenommen, welche zwar verbraucht, aber dann in gleicher Zahl und Beschaffenheit zurückgegeben werden (quasi usus **fruct.**). Inwiefern persönliche Nutzungsrechte nur von dem Berechtigten in Person ausgeübt oder auch Andern überlassen werden können, ist aus den besondern Umständen und Zwecken zu entnehmen; nur das ganze Nutzungsrecht selbst kann nicht an Andre übertragen werden. Grundstücksgerechtigkeiten (**servitutes praediorum**), wobei weder Häusergerechtigkeiten (**servit. praed. urbanorum**) und Ländereigerechtigkeiten (**serv. praed. rusticorum**) unterschieden werden, müssen irgend einen bleibenden Zweck haben (causam

perpetuam) und irgend einen Vortheil gewähren; ganz zwecklose sind nicht nichtig. Sie können daher nach altem römischen Recht nicht durch Zeitbestimmungen und Bedingungen beschränkt werden; sie sind unzertrennlich von dem berechneten Grundstück und untheilbar. In Absicht auf Besitz, Erwerbung und Erhaltung derselben ist es von Einfluß, ob ihre Ausübung unausgesetzt fortgeht, z. B. das Ruhen eines Balkens auf der Mauer des Nachbars (servit. continua); oder ob sie nur zuweilen möglich ist (servit. discontinua); ob dazu eine besondere stehenbleibende Vorrichtung gehört (ein opus manufactum, serv. qualificata), oder nicht (serv. simplex). Das Nutzungsrecht ist eine Einschränkung des Eigenthums, und soll dasselbe nicht aufheben, auch so wenig als möglich die Rechte desselben beeinträchtigen. Der Usufructuar muß dafür Sicherheit bestellen, daß er die Sache pfleglich gebrauchen und dereinst dem Eigenthümer in gutem Stande zurückgeben will; Grundgerechtigkeiten müssen civiliter, d. h. mit Schonung der Rechte des Eigenthümers, ausgeübt werden; sie hindern dessen Mitgebrauch in der Regel nicht. Zwar haftet die Last auf dem ganzen Grundstücke, allein es können doch bestimmte Theile desselben, z. B. Wege, angewiesen werden, auf welchen die Gerechtigkeit dann ausschließlich ausgeübt werden muß. Die Lehre von den Servituten hängt mit den Grundbegriffen der Rechtswissenschaft und Gesetzgebung auf das genaueste zusammen, besonders mit der Materie des Besitzes. Ein wahrer körperlicher Besitz kann dabei nicht eintreten, sondern nur eine Ausübung des Rechts (eine possessio vel quasi jurium). Servituten können wie andere dingliche Rechte entstehen durch Vertrag, letzten Willen, auch durch Verjährung erworben werden. Um in dem Besitz einer negativen Servitut, eines Verbietungsrechts zu sein, muß einmal ein wirkliches Verbot vorgekommen und befolgt worden sein. Ebenso können Servituten auch erlö-

schen, und zwar durch bloße Unterlassung des Gebrauchs. Nach römischem Recht sind dazu 10 Jahre nöthig, wenn beide Theile in einer Provinz, 20 Jahre, wenn sie in verschiedenen Provinzen ihren Aufenthalt haben; nach sächsischem Rechte gehören 31 Jahre 6 Wochen 3 Tage dazu. Im römischen Recht herrschen mancherlei gelehrte Streitigkeiten. Auch zwischen verschiedenen Staaten können solche Dienstbarkeiten bestellt werden (servitutes juris publici).

Servius Tullius, einer der merkwürdigsten römischen Könige, in der Reihe der sechste, vom J. Roms 173—217. Seine Mutter war als Kriegsgefangene dem Könige Tarquinius zugefallen, und S. ward mit den königlichen Kindern erzogen. Er machte sich allgemein beliebt, zeichnete sich durch Verstand und Tapferkeit aus, und gewann des Königs Vertrauen so, daß dieser ihm seine Tochter zur Gemahlin gab. Nach dem Tode Tarquin's, der ohne Kinder starb, und dessen beide Enkel noch sehr jung waren, ward S. zum Könige erwählt, und Rom hatte nicht Ursache, diese Wahl zu bereuen. Er schlug die Vejenter und Tuscier, machte sich durch nützliche Einrichtungen verdient, indem er u. A. die Stadt und das Land in mehrere Bezirke (tribus), die Bürger selbst in 6 Classen, jede in Centurien theilte, und den Census einführte. Er soll auch das erste Geld haben prägen lassen. Die Macht Roms befestigte er durch ein Bündniß mit den Lateinern und Sabinern. S. hatte s. beiden Töchter mit den Enkeln seines Schwiegervaters vermählt, und dadurch den Frieden in seinem Hause zu sichern geglaubt; aber die jüngere Tochter Tullia, ein herrschsüchtiges Weib, mordete ihren Gemahl, Arunx, um sich mit ihrem Schwager, Tarquinius Superbus, der gleichmäßig seine Gemahlin ermordet hatte, zu verbinden, und vermochte nun denselben, auch ihren Vater zu tödten, um mit ihm den Thron zu besteigen.

Sesam, Sisam, ein morgenländ. Kraut, von rothen Blättern, grüner Blume, dessen Same in einem Kopfe, wie ein Mohnkopf, verschlossen ist, und der nicht nur zur Speise, sondern auch zur Medicin äußerlich und innerlich gebraucht wird; besonders preßt man auch daraus das bekannte Sesamöl, klar und weiß, von süßem, angenehmem Geschmacke, und zur Speise und Arznei sehr brauchbar.

Sesostris, ein berühmter König aus der fabelhaften Geschichte Aegyptens. Die märchenhaften Erzählungen von ihm bei Herodot und Diodor sind Hieroglyphen, deren Sinn wir nicht mehr zu enträthseln vermögen und welche vielleicht nicht einmal alle historischen Inhalts sind; es ist sogar noch zweifelhaft, ob Sesostris wirklich eine historische Person sei. Ist er aber dies, so muß er ungefähr zwischen 1100 und 1000 Jahre v. Chr. Geburt gelebt haben. Sein Name soll mit den Benennungen Sesoostris, Sesoosis, Sesonchis, Sesonchosis, Sethosis, einerlei sein. Diodor nennt ihn auch Sesorsis. Er war ein Sohn des ägyptischen Königs Amenophis. Diesem verkündigte schon der Gott Pytha im Traume, daß sein Erzeugter die ganze Erde beherrschen werde, und er beschloß daher ihm die sorgfältigste Erziehung zu geben. Um ihm für die Zukunft recht treue und ergebene Diener zu verschaffen, ließ er alle Kinder, die mit seinem Sohne zu gleicher Zeit geboren waren, mit ihm gemeinschaftlich aufs sorgfältigste erziehen und frühzeitig zu kriegerischen Uebungen anführen. Sobald sie erwachsen waren, sandte er sie mit einem Kriegesheere unter Anführung des Sesostris nach Arabien, welches er mit außerordentlichem Glücke bezwang und alle Gefahren und Beschwerlichkeiten in den Wüsten des Landes überwand. Nun mußte er auch auf Befehl seines Vaters gegen Westen ziehen und bald hatte er den größten Theil von Afrika bis ans atlantische Meer erobert. Noch ehe er zurückkam, starb Amenophis und der junge Held bestieg nun den

Thron von Aegypten. Aufgemuntert durch sein bisheriges Glück und die Weissagungen der Götter, welche sie ihm durch den Mund seiner Tochter Athyrte bekannt machten, machte er Anstalten zur Eroberung des ganzen Erdbodens. Vorher suchte er die Treue seiner Unterthanen durch Gewinnung ihrer Liebe an sich zu fesseln. Er theilte daher Geld und Ländereien an dieselben aus, bezahlte ihre Schulden und erließ Verbrechern die Strafe. Nun theilte er das ganze Königreich in 36 Nomos oder Provinzen aus, setzte über jede einen Statthalter, seinen Bruder Armais aber als Vicekönig über das ganze Land. Zu Befehlshabern seines Kriegsheeres wählte er seine mit ihm aufgewachsenen Gespielen, deren Anzahl 1700 betrug, und jedem Soldaten wies er in den fruchtbarsten Gegenden Aegyptens Ländereien an, wovon er und seine Nachkommen ein hinlängliches Auskommen haben konnten. Sein Heer bestand aus 600,000 Mann zu Fuß, 24,000 Reitern und 27,000 Kriegswagen. Mit diesen zog er zuerst nach Aethiopien und nöthigte die Einwohner zu einem Tribut von Ebenholz, Elfenbein und Gold. An der Meerenge des arabischen Meerbusens errichtete er einen Pfeiler mit einer Inschrift in Hieroglyphen, als ein Denkmal seiner Siege. Da er ohne Flotte seine Eroberungen nicht fortsetzen konnte, so setzte er sich über den alten Aberglauben der Aegypter weg und ließ 2 große Flotten, eine auf dem arabischen Meerbusen, die andere auf dem mittelländischen Meere ausrüsten. Mit der erstern segelte er nach den Küsten Arabiens und Indiens und bemächtigte sich derselben; mit der andern eroberte er Cypern, die Küste von Phönizien und mehrere cykladische Inseln. Seine Eroberungen zu Lande erstreckten sich über ganz Asien und einen Theil von Europa, das er durchzog und plünderte. An den Ufern des Ganges und in dem fernsten Indien errichtete er Pfeiler mit Hieroglyphen, und als das Meer seinen weitern Zug hinderte, wandte er sich nach Nordwe-

sten um, und überfiel die Scythen und Thracier, von denen er aber nach Einigen zurückgeschlagen wurde. Indessen soll er doch in Kolchis eine Colonie angelegt haben. Endlich kam er nach Thracien, die äußerste Grenze seines Zuges gegen Westen, da er durch Mangel an Lebensmitteln und Schwierigkeiten des Durchzuges in Gefahr gerieth, seine ganze Armee einzubüßen. Auch erhielt er Nachricht von der Empörung seines Bruders und mußte daher seinen Rückzug beschleunigen. Die Säulen, welche er in jedem eroberten Lande errichtet hatte, hatten die Aufschrift: »Sesostris, der König der Könige, hat dieses Land durch die Gewalt s. Waffen bezwungen.« Hatte sich ein Volk feigherzig gleich unterworfen, so ließ er neben der Aufschrift eine weibliche, hatte es sich tapfer gewehrt, eine männliche Schaam aushauen. Auch ließ er Säulen mit seinem eigenen Bildniß errichten, von denen Herodot noch eine zwischen Ephesus und Phocäa und eine andere zwischen Smyrna und Sardes gesehen haben will. Nach einem Zuge von 9 Jahren kam er nach Aegypten zurück, wo sein Bruder das königliche Diadem aufgesetzt, die Königin und die Beischläferinnen des Sesostris gemißbraucht hatte. Er brachte eine unglaubliche Anzahl von Gefangenen aus allen Ländern mit sich und eine unermeßliche Beute. Armais verbarg seinen Groll im Herzen, empfing ihn mit der größten Unterthänigkeit und vielen Freudenbezeigungen, dachte aber auf eine bequeme Gelegenheit, ihn mit seiner ganzen Familie zu ermorden. Zu dem Ende lud er ihn, die Königin und seine Kinder zu einem Gastmahle ein. Indem sie speisten, ließ der Verräther rings um das Zelt eine große Menge von Reisbündeln legen und diese dann, als alle übrigen Gäste hinausgegangen waren, anzünden, um so auf einmal den König mit der ganzen Familie zu verderben. Sesostris sah keine Möglichkeit vor sich, dem Feuer zu entrinnen, bis endlich seine Gemahlin vorschlug, zwei von ihren Kindern über das brennende

Holz zu legen, und auf ihnen, wie über eine Brücke, durch das Feuer zu gehen. So schmerzlich ein solches Opfer war, so entschloß sich doch endlich Sesostris dazu, und entkam mit den Seinigen glücklich. Nachdem er seinen verrätherischen Bruder bestraft hatte, gelangte er wieder zum ruhigen Besitz seines Königreichs, und um den Göttern seine Dankbarkeit für die glückliche Errettung seiner Söhne zu bezeigen, schmückte er von der mitgebrachten Beute alle Tempel aufs schönste aus, besonders den Tempel der Phtha, vor dem er 6 ungeheure Kolosse errichten ließ, welche ihn, seine Gemahlin und seine 4 Söhne vorstellten. Nachdem er seine Armee abgedankt und reichlich belohnt hatte, beschloß er seine übrige Lebenszeit in Ruhe zu regieren und für das Glück seiner Unterthanen zu sorgen. Zuerst führte er in allen Städten Aegyptens eine Menge erstaunenswürdiger Gebäude auf, die seinen Namen unsterblich machen und das gemeine Wohl befördern sollten. Dahin gehören außer der Verschönerung des Phtha-Tempels, eine Menge Tempel für die Hauptgottheit jeder Stadt in Aegypten, und zwei Obelisken von ungeheurer Größe, welche seine Thaten und die Größe seiner Macht in Hieroglyphen der Nachwelt verkündeten. Um den Streifereien der Syrer und Araber vorzubeugen, umzog er die Ostseite von Aegypten von Pelusium bis Heliopolis mit einer Mauer von 1500 Stadien in der Länge; ferner führte er große Berge auf, um die vorher zu niedrig liegenden und von der Ueberschwemmung des Nil leidenden Städte dahin zu versetzen, und ließ eine Menge Kanäle aus dem Nil graben, um die Ueberschwemmung auch in Gegenden zu leiten, die ihrer vorher entbehren mußten, um den innern Handel zu befördern und Feinden den Durchzug zu erschweren. Endlich ließ er auch das ganze Land ausmessen und nach Quadratmaß zu gleichen Theilen unter seine Unterthanen vertheilen. Bei allen diesen großen Gebäuden und Arbeiten wurden bloß Kriegs-

gefangene und kein einziger Einheimischer gebraucht, auf welchen Umstand sich Sesostris so viel zu Gute that, daß er ihn auf den Inschriften besonders bemerken ließ. Die mitgebrachten Gefangenen fanden endlich ihre Sklaverei so unerträglich, daß sie sich, besonders die Babylonier, empörten; jedoch besänftigte er sie wieder und wies ihnen einen Wohnplatz an, wo sie die Stadt Babylon erbaueten. Von seinem Uebermuth gegen die bezwungenen Könige, welche ihm Tribut bringen mußten, erzählt man folgendes Beispiel: Da er sie als Pferde vor s. Wagen spannte, so bemerkte er einst, daß einer derselben beständig seine Blicke nach den Rädern des Wagens richtete. Sesostris, hierüber verwundert, fragte ihn, was er so aufmerksam betrachte. »Ich sehe,« war die Antwort, wie diese Speiche bald oben, bald unten ist: ein Bild des Glücks, das Könige vom Throne in die tiefste Sklaverei hinabstößt.« Diese Worte machten einen so starken Eindruck auf den Sesostris, daß er die übermüthige Sitte ganz abschaffte und den Bezwungenen mit Leutseligkeit begegnete. Im hohen Alter verlor er sein Gesicht, und ließ sich durch die Verzweiflung darüber zum Selbstmorde verleiten, nachdem er 33 Jahre Aegypten beherrscht hatte. Sein Andenken war den Aegyptern so heilig, und die Größe seiner Thaten in ihren Augen so unerreichbar, daß, als einige 100 Jahre nachher der persische König Darius Hystaspis seine Bildsäule vor die des Sesostris im Tempel zu Memphis aufstellen lassen wollte, der Oberpriester kein Bedenken trug, Gegenvorstellungen zu machen und dem Darius gerade herauszusagen, daß seine Bildsäule diesen Platz nicht verdiene, weil seine Thaten nicht einmal den Thaten des Sesostris gleich kämen, geschweige sie überträfen. Darius wurde durch diese Freimüthigkeit so wenig beleidigt, daß er sein Vorhaben aufgab und ihm gütig antwortete, er werde sich bemühen, dem Sesostris nachzuahmen.

Sessi, ein in der Geschichte des neuern Kunstgesangs bekannter Name. Vorzüglich gehören hierher 5 Schwestern, deren Vater früher in Rom angestellt war, 1794 aber sich nach Wien begab. Die älteste, Marianne (Sessi-Natorp, weil sie 1795 einen Kaufmann Natorp heirathete), ist als eine der ersten Bravoursängerinnen in Deutschland bekannt, obgleich ihre Stimme, die ehedem sehr voll und kräftig gewesen sein muß, zuletzt an Höhe, Fülle und Kraft bedeutend verloren hat. Sie war seit 1793 bei der Opera seria in Wien angestellt, ging ungefähr 1804 nach Italien, wo sie 2 Jahre in Neapel am Theater S.-Carlo sang, dann auf lange Zeit nach London. 1817 und 1818 trat sie besonders in Leipzig, Dresden, Berlin und Hamburg mit dem größten Beifall auf, und ging sodann über Copenhagen nach Stockholm. Ueberall hat man die Rundung und Sicherheit in ihren Passagen und den mit großer Fertigkeit verbundenen kräftigen Ausdruck bewundert. — Die zweite Schwester, Imperatrice S., hat den größten Namen als Sängerin erlangt, der sich auch lange nach ihrem Tode fortbehauptet. Sie bildete sich in Wien, trat 1804 zum ersten Mal öffentlich auf, ging darauf nach Venedig, wo sie während des Carnevals, 1805, durch ihren Gesang das Publicum so bezauberte, daß sie bei ihrem letzten Auftreten daselbst —wo Sonette von allen Farben u. Formen zu ihrer Ehre gedichtet auf die Bühne flogen, wo ihr in Kupfer gestochenes Bildniß unter die Zuschauer geworfen wurde, wo man sie in einem Abende 3 Mal herausrief, und das eine Mal mit Ueberreichung eines Blumenstraußes in einem reich verzierten silbernen Becken, das andere Mal mit einer Lorbeerkrone beehrte, — den höchsten Triumph einer Künstlerin feierte. Sie ging darauf nach Florenz und starb daselbst 1808 in dem Hause ihrer Eltern, 24 J. alt, an einer Auszehrung. Nach Gerber war sie an ihren Schwager den k. k. Major von Natorp verheira-

thet. Im Ausdruck und der Declamation soll sie das Höchste erreicht haben, was man in neuerer Zeit gehört hat, dabei aber eine jugendlich volle und ins Herz dringende Stimme und einen trefflichen Vortrag gehabt haben. — An ihrem oft zu Thränen rührenden Gesange entwickelte sich vorzüglich das Talent ihrer jüngern Schwester, Anne Marie S., welche sich als eine der gediegensten Sängerinnen in Deutschland bekannt gemacht hat. Sie ist in Rom 1793 geb., kam im ersten Jahre ihres Lebens nach Wien, und entwickelte sich durch Hören und Unterricht so schnell, daß sie schon im 12. J. mit ihren Schwestern öffentlich auftrat, zuerst in Wien, dann in Bologna. In Florenz widmete sie sich noch gründlicher dem Studium des Gesangs und erwarb sich durch sorgfältige Uebung die Festigkeit und Gewalt über ihre Stimme, welche die Grundlage des echten ital. Gesangs ist. Zwei Jahre lebte sie dann bei ihrer ältern Schwester in Neapel, unter deren Leitung sie nun ihre Bildung vollendete. 1811 ging sie nach Wien, wo sie in mehreren Vorstellungen in der italienischen, und als diese einging, in der deutschen Oper mit Anerkennung auftrat. 1813 verheirathete sie sich in Wien (woher sie den Namen Neumann-Sessi führt), sang dann 1814 auf dem Theater in Pesth, trat während des Congresses wieder in mehreren Gastrollen in der deutschen Oper in Wien auf und reiste 1815 über München nach Karlsruhe, Frankfurt, Hanover, Hamburg und über Leipzig nach Wien zurück; ward sodann zuerst für die Winterconcerte in Leipzig 1816 und 1817, und nachher bei dem neuerrichteten Stadttheater daselbst engagirt. Später ging sie nach Pesth, wo sie das Unglück gehabt hat, ihre Stimme plötzlich zu verlieren. Sie beherrschte ihre durchdringende Stimme, die in dem Uebergange in die Kopftöne etwas scharf, darüber hinaus aber sehr voll und hellklingend war, mit seltener Gewalt, und eignete sich durch ihren kräftigen, nie überladenen

Vortrag besonders für den großen, leidenschaftlichen Gesang; daher die Partie der Vestalin Julie und der Amenaide zu ihren Hauptleistungen gehörten, wiewol sie im Ganzen mehr Concertsängerin als Theatersängerin war. Im Recitativ blieb sie selbst von den meisten Italienern unerreicht. — Vittoria und Carolina S., wovon die erste in Wien, die zweite in Neapel verheirathet lebt, sind weniger bekannt. — Dem. Maria Theresia S, eine Verwandte der 5 Schwestern, hat sich in Wien, dann in Italien, als Sängerin, gebildet und ist seit einiger Zeit im südlichen Deutschland mit vorzüglichem Lobe ihrer bedeutenden Fertigkeit und Sicherheit, und einer umfassenden Stimme an mehrern Orten aufgetreten.

Session (Sitzung), die Zusammenkunft und Sitzung einer Gesellschaft oder einer weltlichen und geistlichen Behörde zur Verrichtung ihrer Geschäfte; daher Sessions- oder Sitzungstag, der zu jenem Zwecke bestimmte Tag. — Session heißt auch in Schottland ein hohes Gericht, welches aus einem Präsidenten und 4 außerordentlichen Senatoren besteht, welche man insgesammt Lords of the Session nennt. Dieses Gericht verwaltet das Justizwesen, hält jährlich 2 große Termine und wird in das äußere und innere Haus eingetheilt, davon das erstere jede Woche wechselsweise von einem Senator bestellt wird, der die Sachen schleunig besorgt, und von dem man an das innere Haus apelliren kann.

Sesterz (sestertius), eig. drittehalb (semis tertius); dann war Sesterz eine römische Münze (drittehalb asses), ungefähr 1 Kaisergroschen, oder 10 sächs. Groschen am Werthe. Hingegen sestertium macht eine Summe Geldes von 1000 Sesterzen.

Sestine heißt eine eigene, von den Italienern und Spaniern besonders ausgebildete lyrische Dichtform, welche aus 6 sechszeiligen Strophen und am Ende einer 3zeiligen besteht und das Besondre

hat, daß die 6 Endwörter der ersten Strophe, die sich aber nicht reimen, zu Ende der Verse der andern Strophe wiederkehren, sodaß nach und nach alle 6 Wörter zu Ende des ersten Verses einer Strophe zu stehen kommen. Die Form ist südlichen Ursprungs. Unter Petrarca's Gedichten sind mehrere treffliche Sestinen. Ueberhaupt ist sie wol von den Italienern, und nächst diesen von den Spaniern am meisten ausgebildet worden. In der neuesten Zeit hat man sie in die deutschen Poesie verpflanzt; s. Beispiele in »Raßmann's Blumenlese südlicher Spiele« (Berlin 1817). Trotz des Zwangs, den die äußere Form auflegt, ist sie von einzelnen Meistern zum Ausdruck sanfter Gefühle trefflich gebraucht worden; die stete Wiederkehr derselben Endworte verstattet zwar keine große Abwechselung, führt aber auch keineswegs nothwendig Einförmigkeit mit sich; vielmehr ist die Mannigfaltigkeit der Betrachtungen und Gefühle oft zu bewundern, die ein ideenreicher, scharfsinniger Dichter an dieselben Begriffe zu knüpfen gewußt hat. Die Sestinenform, wie einige Kunstrichter gethan, ohne Weiteres zu verwerfen, verräth mindestens Einseitigkeit und Vorurtheil.

Sestini (Domenico), berühmter Numismat in Bezug auf antike Münzen, geb. 1750 zu Florenz. Nach Vollendung . Studien in der Schule von S.-Marco, trat er in den geistlichen Stand, verließ aber 1774 seine Vaterstadt, besuchte Rom, Neapel und Sicilien, wo er beim Prinzen Biscaris zu Catania sich 3 Jahre lang aufhielt. Im Umgange mit diesem Alterthumsfreunde entwickelte sich S.'s entscheidende Neigung. Von Sicilien aus ging er, um an Ort und Stelle seine Studien fortzusetzen, über Malta und Smyrna nach Constantinopel, wo er, eingedenk seiner frühern Studien, Beobachtungen über die Pest anstellte, die damals dort herrschte. Mit den Kindern des Grafen Ludolf, in dessen Familie er die freund-

lichste Aufnahme gefunden hatte, machte er kleinere Reisen von Constantinopel nach Asien und nach Europa, lebte eine Zeitlang in dem Hause des Fürsten Ypsilantis, Hospodars der Walachei, von dem er sich jedoch höchst unzufrieden trennte, ging nach Wien und kehrte auf der Donau und über das schwarze Meer nach Constantinopel zurück. Der englische Botschafter bei der Pforte, Sir Robert Ainslie, sammelte damals antike Münzen. Bekannt mit S.'s Neigung für diesen Theil der Alterthumskunde, wußte er ihn für seine Zwecke zu gewinnen, und 16 J. lang war S. der Geschäftsträger Ainslie's, der durch Nachforschungen auf Reisen und am Orte diesen berühmten Münzschatz zusammentrug u. erklärte (»**Lett. e dissertaz. numismat. sopra alcune medaglie rare della collezione Ainsliena**«, 4 Bde., Liv. 1789—90, 4.; »**Descr. numor. vett. ex Museis Ainslie, Bellini, etc. nec non animadverss. in opus Eckhel. Doctrina numorum vett.**«, Liv. 1796, 4.). Als er nach Florenz zurückgekehrt war, fühlte S., daß er, um eine Uebersicht des alten Münzschatzes zu gewinnen, an Ort und Stelle die Sammlungen kennen lernen müsse. Er machte daher eine Reise durch Deutschland, sah Gotha, Dresden, Berlin, wo er sich niederließ und vom Könige zum Aufseher der dortigen Sammlung ernannt ward. 1810 ging S. nach Paris, dessen Institut (**Acad. des inscriptions et belles lettres**) ihn zum Correspondenten ernannte, und 2 Jahre später erhielt er die Anstellung als Antiquar und Bibliothekar der Prinzessin Elisa, damaligen Regentin von Toscana. Ferdinand III. bestätigte ihn, als er den Thron bestieg, in dieser Würde und fügte den Titel eines Ehrenprofessors der Universität Pisa hinzu. In diesem Augenblicke (Nov. 1825) lebt der Greis, der sich einer rühmlichen Unabhängigkeit erfreut, bei dem Gr. Viczay zu Hedervan, dessen Münzschatz er

so berühmt gemacht hat. Seine Schriften, die äußerst zahlreich und schwer zu vereinigen sind, geben für seine Reisen die Belege.

Setzkunst, s. Tonsetzkunst und Composition.

Seuchen werden die Krankheiten genannt, welche zu gleicher Zeit mehrere Individuen befallen und von einer und derselben Ursache veranlaßt worden sind. Man gebraucht diesen Ausdruck vorzüglich, aber nicht ausschließlich von den epidemischen Krankheiten der Thiere und nennt sie auch Epizootien.

Seufzer entsteht, wenn man zuerst langsam und stark einathmet und dann die Luft ziemlich und schnell wieder herausstößt. Vor dem Seufzer wird ein Gefühl von Druck in der Herzgegend und in dem Epigastrium wahrgenommen, welches durch denselben erleichtert wird. Krankhafte Zustände des Körpers, welche eine solche Congestion in den Venenstämmen und dem rechten Herzen veranlassen, bedingen daher auch eine seufzende Respiration. Dasselbe wird auch von den niederdrückenden Gemüthsbewegungen, z. B. Kummer, Sorgen, Angst, Furcht, Heimweh, unglücklicher Liebe rc., beobachtet, welche vielleicht mehr Seufzer veranlaßten als jene physischen Ursachen.

Seufzer, auch rothe Seufzer, war der Name einer geringhaltigen Scheidemünze, die 1701 aus der leipziger Münze ausging. Weil durch sie die Mark fein auf 32 Thlr. ausgebracht war, setzte das Volk eigenmächtig ihren Werth von 6 Pfennigen auf 2 Pf. herab. König August II. befahl zwar unterm 16. Febr. 1703, sie für 3 Pf. das Stück anzunehmen, gewährte aber unterm 13. April dess. J. dem Publicum, daß es bei seinem Umlaufspreise von 2 Pf. blieb. Der Plan zu diesem Finanzunternehmen soll vom Grafen Beichlingen ausgegangen sein. In 2 Jahren waren mehr als für eine halbe Mill. solche Seufzer ausgeprägt worden. Groschen dieses Gehalts, die

man schon auszumünzen angefangen hatte, wurden gleich wieder vernichtet. Sie gehören daher zu den Seltenheiten in den Sammlungen sächsischer Münzen.

Seume (Johann Gottlieb), dieser merkwürdige Sonderling wurde 1763 in Poserne bei Weißenfels geboren. Eines Bauern Sohn und hülflos, wie er war, fand er an dem Grafen von Hohenthal einen edelmüthigen Gönner, der ihn auf Schulen schickte, wo denn auch Seume seine Anlagen immer mehr entwickelte. Er studirte Theologie zu Leipzig, aber auf einmal faßte er den Entschluß, nach Paris zu gehen, fiel unterwegs den amerikanischen Werbern in die Hände und ließ sich in hessischen Diensten einschiffen, kehrte, nachdem er in Canada mit gefochten hatte, nach Europa zurück, entsprang in Bremen, gerieth aber unter preuß. Werber und ward gemeiner Soldat, wo er aber zweimal durch sein Entfliehen sich der Todesstrafe aussetzte, der er nur durch besonderes Vorbitten entging. Durch einen edelmüthigen Bürger unterstützt, erhielt er endlich Urlaub, ging nach Leipzig, wo er sich ganz den Wissenschaften widmete, auch hier Magister ward und dann als Secretair beim russischen General Igelström mit nach Warschau ging, hier bei dem Aufstande der Polen gegen die Russen in polnische Gefangenschaft gerieth, und nach seiner Befreiung mit einem russ. Major wieder nach Leipzig kam, wo er, da er aus der Dienstliste ausgestrichen wurde, blieb, Unterricht in der englischen Sprache ertheilte, dann bei Göschen die Stelle eines Correctors übernahm, und endlich eine Fußreise nach Sicilien durch Italien (1801) beschloß, welche er nachher in seinem »Spaziergange nach Syrakus« (ein Spaziergang von fast 600 Meilen!) beschrieb. Eine andere Fußreise machte er 1805 über Petersburg, Moskau durch Finnland nach Schweden, und beschrieb auch diese Reise in dem Buche: »Mein Sommer im J. 1805«. Unter mancherlei körperlichen

Leiden starb er endlich 1810 zu Teplitz, als Mensch und Vertheidiger der Wahrheit und Freiheit von seinen Freunden hochgeschätzt; obgleich ihm eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt, zu welcher ihn sein Schicksal hingeleitet hatte, immerfort anhing.

Sevennen (Cevennen), Gebirge im südöstlichen Frankreich, läuft von der Ostseite der Pyrenäen in 3 Bergzügen nach Norden zu, erhebt sich im Puy-de-Dôme 4960 Fuß, Cantal 5964, und Mont d'or 6288 Fuß hoch und schließt sich durch die Gebirge von Vivarais und Gevaudan den Alpen an. Von ihm fließen der Allier gegen Norden, Lot und Tarn gegen Westen, Hérault und Vidourle gegen Süden, Gardon und die Ardèche gegen Osten. Es enthält Silber, Blei, Alaun und Steinkohlen.

Sevennenkrieg. Schon seit dem 13. Jahrh. hatten sich in diesem Landstriche religiöse Sekten erzeugt, welche, durch die Mißbräuche des kathol. Klerus erbittert, die christliche Religion auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückzuführen bemüht waren. Unter dem Namen der Armen von Lyon, der Albigenser, der Waldenser, finden sich in diesem südlichen Theile Frankreichs sehr frühe Spuren davon. Die gegen sie von den Päpsten angeordneten Kreuzzüge und Glaubensgerichte hatten zwar dieselben im Großen und Ganzen unterdrückt, aber immer blieben zahlreiche Ueberreste, und die in der Schweiz, namentlich in Genf, auflebende protestant. Religion mußte also natürlich zahlreiche Freunde gerade in diesem Theile Frankreichs finden, welche die Verfolgungen bis auf Heinrich IV. unmöglich ausrotten konnten. Von da an schützte sie das Edict von Nantes. Als aber Ludwig XIV. den unsinnigen Entschluß faßte, dasselbe (1685) zurückzunehmen und alle seine Unterthanen mit Gewalt in den Schoß der kathol. Kirche zurückzuführen, so war auch die Ruhe jener dürftigen zufriedenen Bewohner des Sevennengebirges dahin, und es begann

eine Reihe von Verfolgungen, die von den von den Römern gegen die ersten Christen verhängten nur dadurch verschieden waren, daß hier Christen gegen Christen selbst so wütheten. Besonders gab der ryswicker Friedensschluß 1697 Ludwig XIV. Zeit, dieses Werk der Verfolgung ernstlich zu unternehmen. Den Missionen wurden nämlich Dragoner beigegeben, um die Predigten der Mönche zu unterstützen, und die Steuereinnehmer dabei angewiesen, auf alle des Protestantismus Verdächtige besonders zu sehen und sie über Gebühr und vorzugsweise zur Abtragung der Gefälle anzuhalten. Die Mißhandlungen gingen so weit, daß man die Kinder gewaltsam den Eltern entriß, um sie im kathol. Glauben zu erziehen, daß man die Männer, welche in die Bethäuser gegangen waren, auf die Galeeren, die Weiber in die Kerker warf und die Prediger aufhing. Dies Alles hatte endlich Verzweiflung, Zusammenrottirung und einen höchst zweideutigen Krieg zur Folge. Es standen Propheten und Prophetinnen auf, die dem Landvolke Sieg prophezeihten. Wer den Dragonern in die Hände fiel, starb als Märtyrer. Wen man von Ludwigs Beamten und Kriegern gefangen nahm, hatte ein gleiches schreckliches Loos. Besonders überfielen die Bauern ihre Peiniger, die Steuereinnehmer, in der Nacht, bloß im Hemde bekleidet, um unerkannt zu bleiben. (s. Camisarden.) Der Mord des Abts Chaila (1703), der an der Spitze jener Dragonnaden stand, gab, wie es scheint, das Zeichen zum verzweiflungsvollsten Kampfe. Ludwigs Kräfte reichten um so weniger aus, demselben ein Ende zu machen, da das rauhe Gebirge Zufluchtsörter genug darbot, und seine Truppen jeden Augenblick in Gefahr kamen, abgeschnitten und überfallen, oder von Kälte und Hunger aufgerieben zu werden. Mit jedem Tage stieg die Kühnheit der Schwärmer, als sich erst mehrere Führer unter ihnen gebildet hatten, unter welchen sich der einige 20 Jahre alte Cavalier, welchen Voltaire noch

persönlich kennen lernte, besonders auszeichnete. Am bedenklichsten stand die Lage der Dinge für Ludwig XIV. darum, daß ihn der spanische Erbfolgekrieg seine Kräfte nach allen Seiten auszubreiten nöthigte, und der gewandte Herzog von Marlborough, der Herzog von Savoyen das Feuer, das hier im südlichen Frankreich loderte, durch Versprechungen und kleine Unterstützungen selbst anschürten. In einer Diöces, in der von Nimes, hatten die Fanatiker, Böses mit Bösem vergeltend, 84 Priester erwürgt und 200 Kirchen abgebrannt, während aber auch von ihnen mehr als 40,000 gerädert, verbrannt und gefangen worden waren. Endlich rief Ludwig, nachdem der Marschall Montrevel schon alle Kräfte vergebens aufgeboten hatte, 1704 seinen besten Feldherrn, den Marschall Villars, von dem Heere am Rheine ab, der gefährlichen Lage der Dinge hier eine andre Wendung zu geben. Der eine der Rebellenhäuptlinge hatte nämlich nichts Geringeres im Sinne, als sich mit dem Herzog von Savoyen selbst in der Dauphiné zu vereinen. Das ganze Land von der Küste bis auf den höchsten Kamm der Berge war mehr oder weniger in ihren Händen, und mit den Einwohnern von Nimes, Montpellier, Oranges, Uzes &c., fanden Verbindungen statt, die ihnen Brot, Waffen u. a. Bedürfnisse sicherten. Eine Menge Glocken waren von ihnen zu Feldschlangen umgegossen worden, und Cavalier benahm sich wie ein Feldherr. Der (kathol.) Landmann wagte nicht mehr das Feld zu bestellen und Lebensmittel in die Städte zu tragen. So standen die Sachen, als Villars den 20. April 1704 in Beaucaire und am 21. in Nimes ankam. Er zog zuerst über die Veranlassung zum Aufstande, die Denkungsart und den Charakter der Einwohner die nöthigen Erkundigungen ein, und verkündigte nicht allein für Alle, welche die Waffen niederlegen würden, eine allgemeine Amnestie, sondern setzte selbst solche Gefangene, die Treue gelobten, augenblicklich in Freiheit. In der That entwaff-

nete er auf diese Weise mehrere Gemeinen. Auf der andern Seite drohte er mit der härtesten Ahnung, und um ihr Nachdruck zu geben, wurden bewegliche Colonnen gebildet, die in jeder Richtung von einem gegebenen Punkte auszogen, auf welchem wieder ein Kern stehen blieb, der als Rückhalt jenen Unterstützung nachsenden oder im freien Felde die Spitze bieten konnte. Was mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, ward gleich getödtet oder in Alais, in Nimes, in St.-Hippolyte gehängt und gerädert. So brachte es Villars dahin, daß schon am 10. Mai Cavalier die Sache der Camisarden für verloren achtete und einen Vergleich zu schließen suchte, der auch auf die Bedingung zu Stande kam, daß er sich mit seinen Anhängern ergab, aber die Freiheit erhielt, mit ihnen außer Landes gehen zu dürfen. Villars hatte in Nimes mit ihm selbst eine Unterredung. Die ganze Truppe bestand aus 1600 Mann und wurde unfern Nimes von Villars aufs beste bewirthet. (1600 geben die Memoiren von Villars an; Voltaire spricht nur von 800.) Am 22. traf die Bestätigung des Vergleichs von Paris ein und zugleich war für Cavalier ein Oberstenpatent beigelegt, eine Pension von 1200 Livr. und die Erlaubniß beigefügt, zu dem von ihm zu errichtenden Regimente die Offiziere selbst ernennen zu dürfen. Ludwig wollte auf diese Weise eine Menge tapferer Krieger, wahrscheinlich auf Villars's Anrathen, nicht aus dem Lande ziehen lassen, und doch im Lande selbst unschädlich machen. Villars ließ sogleich aller Orten die Galgen und Schafotte niederreißen. Indessen so nahe er seinem Ziele schien, so nahm die Sache doch eine andre Wendung. Cavalier war nach Anglade, einem nahen Flecken, gegangen, um die Organisation seines Regiments zu betreiben, als die wilden Bauern, von seinem Lieutenant aufgehetzt und von ihren Propheten begeistert, aufbrachen, und ohne den schnell zurückeilenden Cavalier zu hören, in die nächsten Waldungen zogen. Alle Bemü-

hungen von ihm und Villars scheiterten an ihrer festen Erklärung: der König müsse das Edict von Nantes wiederherstellen. Außerdem sei für sie keine Sicherheit. Endlich gelang es Villars doch, durch seinen persönlichen Einfluß und durch den Mangel an Lebensmitteln, die er ihnen abzuschneiden wußte, sie zur Unterwerfung zu bringen und alle marschirten, endlich im piemontesischen Dienste angenommen, unter Cavalier nach Catalonien ab, wo das ganze Regiment im Treffen bei Almanza blieb, das Berwick dem Grafen von Stahremberg lieferte. Cavalier selbst ward hier schwer verwundet. Indeß war mit ihrem Abzuge noch nicht der ganze Krieg erstickt. Es gab noch einige Haufen, unter welchen sich einer, von einem gewissen Roland angeführt, besonders auszeichnete. Allein Villars, der mehr der List und Güte als der Gewalt vertraute, suchte nur der Häupter durch die erstere habhaft zu werden. Es gelang ihm in der That, sich Roland's zu bemächtigen, der ein Mädchen liebte. Der Schuß von einem Dragoner ersparte dem Gefangenen die Qualen der Hinrichtung. Andre Häuptlinge ergaben sich, dem Worte des Marschalls und dem Umstande vertrauend, daß er ihnen und allen ihren Freunden Billets de sureté en blanche gab, die sie vor jeder Verfolgung in politischer- wie in religiöser Hinsicht sicherten. So hatte Villars mit Ende des Dec. das schwere Unternehmen glücklich beendigt, und es irrten nur noch in den höchsten Thälern einige Häufchen herum, die aber im nächsten Jahre der Marschall Berwick, nachdem ihr kühner Plan, ihn selbst in Nimes aufzuheben, gescheitert war, vollends unterdrückte. 200 starben deshalb unter Henkers Hand. Viele flüchteten in fremde Länder. Seit jenen Jahren glimmte im südlichen Frankreich bloß ein Meinungskrieg im Stillen fort, welcher in der neuern Zeit, seit der Restauration, zu schrecklichen Auftritten in Nimes u. a. O. Gelegenheit genug gegeben hat. (s. Hugenotten u. Frankreich im J. 1819.)

Severus (Lucius Septimius), Kaiser von A. U. 946 bis 964. Er war ein Sohn des M. Septimius Geta und zu Leptis in Afrika geboren. Seine Vorfahren waren römische Ritter gewesen und nachher in den Senat aufgenommen worden. Er selbst war A. U. 898 den 11. April im 8. Jahre der Regierung des Antoninus Pius geboren, legte sich früh auf die Beredtsamkeit und Philosophie und zeichnete sich bald in diesen und andern Wissenschaften auf eine rühmliche Art aus. Q. Cervidius Scävola war sein Lehrer in der Rechtsgelehrsamkeit, er hatte aber wenig Glück in Führung der Prozesse. Als er nach Rom gekommen war, nahm ihn der Kaiser Aurelius auf Verwendung seines Onkels Septimius Severus in den Senat auf, schickte ihn dann als Statthalter nach Sardinien und übertrug ihm als Legat des Proconsuls die Anführung der Armee in Afrika. Nach seiner Rückkehr ward er Prätor, dann General der vierten Legion in Syrien und bald darauf Statthalter im Lugdunensischen Gallien, von wo er als Proconsul nach Pannonien und Sicilien ging. Nach seiner Rückkehr in Rom erhielt er das Consulat und die Stelle eines Generals en Chef aller Truppen in Illyrien, um die Ufer der Donau gegen die Barbaren zu vertheidigen. Seine erste Gemahlin hieß Marcia, die zweite Julia Domina, aus Emesa in Syrien gebürtig, die ihm den Caracalla, Geta und zwei Töchter gebar, aber ihrer schlechten Aufführung wegen sehr übel berüchtigt war. Als die Armee in Syrien den Pescennius Niger zum Gegenkaiser des Didius Julianus ernannt hatte, erklärte die Armee in Illyrien ihren Feldherrn Sever auch zum Augustus und die meisten Provinzen gaben dieser Wahl Beifall. Sever trat also nun seine Reise nach Rom an, nachdem er den Statthalter in Britannien, Albinus, der seinen Absichten hinderlich zu werden drohete, durch das Versprechen gewonnen hatte, ihn zum Cäsar anzunehmen. Der Kaiser Julian ließ ihn zwar

für einen Feind des Vaterlandes erklären, machte aber so wenig zweckmäßige Anstalten, den gefährlichen Empörer abzutreiben, daß dieser bald alle Truppen auf seiner Seite hatte und Julian in Rom ermordet wurde. Der Senat erkannte nun den Sever an, und dieser hielt in Rom seinen Einzug. Nun ließ er alle diejenigen hinrichten, welche an der Ermordung des Pertinax Antheil gehabt, dankte die ganze vorige Leibwache ab, und schickte sie ins Exil, so daß keiner auf 100 Meilen weit sich der Hauptstadt nähern sollte. Nun bemühete er sich in einer Rede die Zuneigung des Senats zu gewinnen, versprach nach dem Beispiele eines Aurelius und Pertinax zu regieren und strenge über die Beobachtung der Gesetze zu wachen, so daß er auch sich selbst keine Ausnahme verstatten wolle. Nachdem er sich eine neue, weit stärkere Leibwache, als die vorige war, gewählt hatte, trat er seinen Zug in die Morgenländer gegen den Pescennius Niger an, den er nach einigen Schlachten besiegte und an dessen Anhängern er eine grausame, blutige Rache nahm, so daß mehrere 100 Personen, vornehme und geringe, und die Gemahlin und Kinder des Niger selbst hingerichtet, und die Städte, die ihm angehangen hatten, mit Beraubung ihrer Vorrechte und großen Contributionen bestraft, Byzanz aber gar mit unerhörtem Muth zerstört wurde. Durch diese Grausamkeiten gereizt, gingen viele von Nigers Soldaten zu den Parthern über und lehrten ihnen zum großen Nachtheil Roms die Kriegskunst. Nun dachte Sever darauf, sich des Albinus zu entledigen, der vom Senate und Volke in Rom sehr geliebt wurde. Da er einen Mann, der ihn durch nichts gereizt hatte, nicht öffentlich anzugreifen wagte, so schickte er eine Gesandtschaft zu ihm nach Britannien, welche ihm öffentlich die freundschaftlichsten Briefe von ihm übergeben, nachher aber unter dem Vorwande einer geheimen Unterredung ihn ermorden sollten. Doch Albinus merkte Unrath, und ließ durch die Folter

das Geständniß der Frevelthat aus ihnen erpressen. Nun ließ sich Albinus zum Kaiser ausrufen und ging mit einem starken Heere nach Gallien herüber. Sever eilte auf die Nachricht sogleich aus den Morgenländern herbei, und es kam bei Lyon zu einer fürchterlichen Schlacht, welche endlich Albinus verlor. Lyon wurde von den Siegern geplündert und in Asche gelegt, und Albinus nahm sich selbst das Leben. Seine Gemahlin, Kinder, Anhänger, Verwandten, alles wurde vom Sever auf die grausamste Weise hingerichtet, sogar in Rom wüthete er gegen diejenigen, auf welche sein Verdacht fiel, daß sie den Albinus begünstigt hätten. Nachdem er seinen ältesten Sohn, den sogenannten Caracalla, zum Cäsar und Augustus erhoben hatte, unternahm er einen Feldzug gegen die Parther, eroberte und verwüstete Seleucia, Babylon und Ktesiphon und nahm den Titel Parthicus an. Auch machte er Arabien zu einer römischen Provinz und eroberte die Landschaft Adiabene. Im Jahre Roms 952 erregte er eine allgemeine Verfolgung gegen die Juden und Christen, indem er verbot, daß Niemand zu diesen Religionsparteien übergehen sollte. Nachdem er durch die morgenländischen Provinzen eine Reise gemacht hatte, feierte er von den ungeheuren Schätzen, die er zusammengebracht hatte, seine Decennalien mit den prächtigsten Spielen und vermählte seinen Sohn mit der Plautilla, der Tochter eines Günstlings L. Fulvius Plautianus. Ihm zu Ehren ward damals der noch zum Theil stehende Triumphbogen auf dem römischen Markte errichtet. Der erwählte Plautinus war ein anderer Sejan, der unermeßliche Reichthümer zusammengebracht und mehr Macht hatte, als der Kaiser selbst. Aber da Caracalla weder den herrschsüchtigen Charakter seiner Gemahlin, noch ihres Vaters ertragen konnte, und auch der Bruder des Kaisers, Geta, auf dem Todbette diesem die schlechten Streiche seines Lieblings und seine ehrgeizigen Plane entdeckte, so ließ es endlich Se-

ver geschehen, daß Caracalla ihn auf seinem Zimmer niederstieß. An seine Stelle wurde der große Rechtsgelehrte Papinianus zum Präfectus Prätorio, d. h. zum ersten Minister ernannt. Mit Hülfe desselben schaffte er jetzt verschiedene Mißbräuche im Reiche ab, und machte mehrere nützliche und zweckmäßige Verordnungen. Er setzte rechtschaffene Männer zu Schriftstellern in den Provinzen, hörte die Klagen der Unterthanen an, legte große Getreide- und Oelmagazine an, und baute in Rom und andern großen Städten des Reichs eine Menge neuer Häuser, oder ließ verfallene Gebäude ausbessern. Bei dem allen fuhr er immer fort, mit militärischer Strenge zu regieren, und jeden, der ihm verdächtig vorkam, hinrichten zu lassen. Gegen das Jahr 960 erhielt er Nachricht von einer Empörung der Britannier, und, obgleich in hohem Alter, unternahm er doch den Feldzug gegen sie in eigener Person. Er besiegte die Feinde, erweiterte die Grenzen des römischen Gebiets, und errichtete gegen die Einfälle der Picten den berühmten Erdwall mit Basteien und Thürmen, der sich 32,000 Schritte lang quer durch Britannien von der irländischen See oder von der Mündung des Flusses Eden an beinahe bis ans deutsche Meer durch Cumberland und Northumberland erstreckte. Geta, der zweite Sohn des Kaisers, erhielt jetzt den Titel Augustus A. U. 963. Der viele Kummer aber, den ihm jetzt sein Sohn Caracalla machte, der ihm sogar nach dem Leben strebte, verursachte ihm eine tödtliche Krankheit, an der er zu Eboraceum (York) im 66sten Jahre seines Alters und im 18ten seiner Regierung starb. Er hinterließ seinem Nachfolger eine wohlgefüllte Schatzkammer, und sein Name blieb noch lange den Barbaren ein Schrecken. In Rom bauete er die berühmten Thermae Severianae und zwei Prachtgebäude, Septizonia genannt, wovon das eine zu seinem Begräbnisse bestimmt war. — Der Charakter des Severus war von Natur grausam, hin-

terlistig, strenge und herrschsüchtig; aber dennoch war er bei dem allen ein Fürst, wie ihn das verderbte Rom jetzt sehr nöthig hatte. Denn fast kein Monarch behauptete, wie er, sein Ansehen mit solcher Strenge. Auch war er ein großer Feldherr und Kenner und Beförderer der Wissenschaften. Er selbst war Geschichtschreiber, und beschrieb die Geschichte seines eigenen Lebens. Nach seinem Tode urtheilte der Senat von ihm, wie einst von dem Augustus, daß er entweder nie hätte geboren werden oder nie hätte sterben müssen, weil er auf einer Seite zu grausam, auf der andern dem Staate sehr nützlich gewesen wäre, und des Throns ganz unwürdige Nachfolger gehabt hätte.

Sevigné (Marie v. Rabutin, Marquise v.), geb. 1626, Tochter des Barons v. Chantal und Bourbilly, heirathete 1644 den Marquis v. Sevigné, der 1651 in einem Zweikampf blieb, und sie als Witwe mit einem Sohn und einer Tochter hinterließ. Von nun an widmete sie sich bloß der Erziehung ihrer Kinder und der Ausbildung ihres Geistes durch Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern. Sie hegte eine außerordentliche Zärtlichkeit für ihre T., welche 1669 ihrem Gemahl, dem Grafen v. Grignan nach der Provence, wo er Gouverneur war, folgte. Diese Trennung gab Veranlassung zu dem größten Theil der Briefe, welche der Marquise v. Sevigné einen so großen Ruhm erwarben, obgleich sie auch noch mit andern Personen Briefe wechselte. Manche dieser Briefe hätten, da sie bloß häusliche Verhältnisse betrafen, ungedruckt bleiben können; aber die übrigen sind belebt durch kleine Anekdoten, durch Bemerkungen über Menschen und Bücher, durch sittliche Schilderungen aus der Zeit, in welcher sie geschrieben worden, und durch so viele witzige Einfälle, daß sie eine höchst angenehme Unterhaltung gewähren. In Rücksicht des Briefstyls bleiben sie Muster. Ein natürlicher Ausdruck, belebt durch Darstellung und Empfindung, verbunden mit einer

lieblichen Tändelei, welche selbst Kleinigkeiten Interesse und Anmuth gibt, macht das Charakteristische dieser Briefe aus. Sie starb 1696.

Sevilla, die größte Stadt in Spanien und nach Madrid die zweite im Range, liegt in Niederandalusien, in einer Ebene am Flusse Guadalquivir, ist 3½ Ml. groß, Vorstadt Triana, 13,500 H. 96,000 E. Domkirche, 420 Fuß lang, 263 Fuß breit, 125 Fuß hoch, mit 82 Altären; der Palast Alcazar, die Wasserleitung Cannos de Ca-mona mit 400 Bogen, Münze, Universität, Zeichenschule, königliche Akademie der Wissenschaften, Bildhauer-, Bau- und Malerakademie, medicinische Akademie, medicinische und ökonomische Gesellschaften, Schifffahrtsschule, große königliche Tabacksfabrik, Stückgießerei, Seiden- und Wollenwaarenmanufacturen, Tressen-, Leder-, Fayance-, Seifen- und Salpeterfabriken, Wein- und Olivenbau, Handel mit Getreide, Oel, Wolle, Taback, Leder, Südfrüchten.

Sèvres, Marktflecken im französ. Departem. Seine und Oise, Bezirk Versailles, an der Seine, unweit St. Cloud; 3350 E. Große königliche Porzellanfabrik, Glas- und Fayancefabriken, Bleichen, Handel.

Sexagesimaleintheilung, die sechzigtheilige Eintheilung der Zeit, nämlich der Stunde in 60 Minuten, der Min. in 60 Secunden und der Sec. in 60 Tertien. Ehedem wurde auch der Kreis nur auf diese Weise, nämlich jeder seiner 360 Grade in 60 Min. und dann weiter, wie oben, getheilt. Die neuesten franz. Geometer seit der Revolution fanden aber (wie dem auch wirklich so ist) die Decimal- oder eigentlich Centesimaleintheilung bequemer, und gaben demzufolge dem Kreise 400 Centesimalgrade (jedem Quadranten 100), jedem dieser Grade 100 Centesimalmin., und jeder derselben wieder 100 Centesimalsec., sodaß diese Unterabtheilungen also nicht mehr wie Sexagesimal-, sondern wie Centesimalbrüche der ihnen voraufstehenden

Einheiten erscheinen: Man übersieht mit einem Blicke die Rechnungsvortheile, welche die letztere Eintheilung vor der erstern gewährt; und es ist darum so nothwendig, auf dieselbe aufmerksam zu machen, weil in den neuesten franz. astronomischen Schriften fast immer dieselbe gemeint ist. Laplace gebraucht nur sie; Biot setzt zu mehrerer Bequemlichkeit häufig die Ergebnisse beider Theilungen nebeneinander. Um ein Beispiel außerordentlicher Verschiedenheit beider Ausdrücke zu geben, bemerke man, daß die Sonnenparallaxe nach Sexagesimaltheilung 8″, 8.., nach Centesimaltheilung aber 27″, 1.. beträgt. Seit der Wiederherstellung d. Königthums in Frankreich fängt diese Neuerung, ihres unbestreitbaren Vorzuges ungeachtet, wiederum an, den frühern Formen Platz zu machen.

Sextant ist ein Instrument zum Winkelmessen, das aus einem Stück eines Kreisbogens von Messing besteht, auf dessen eingetheiltem Rande 60 Grade genau verzeichnet sind. Jeder Grad ist gemeiniglich noch in Minuten abgetheilt, und man kann vermittelst des Vernier noch eine Untereintheilung von 30 Secunden erlangen. Auf diesem Instrumente, das auf keinem Stative steht, sondern mit der freien Hand regiert wird, befinden sich 2 Absetzlineale, wovon das eine im Mittelpunkte des Kreisbogens fest steht, das andre aber dergestalt beweglich ist, daß es mit dem ersten unter jeden Winkel des eingetheilten Kreisbogens gestellt werden kann. Da, wo bei den Absetzlinealen das Objectivdiopter sich befindet, ist ein vertical stehender Spiegel angebracht, in dem der eine Richtpunkt des zu visirenden Winkels reflectirt. Auf dem entgegengesetzten Lineale befindet sich ein Teleskop, durch welches man die Schenkel des in Graden zu bestimmenden Winkels visirt. Vor dem Rohre sind 3—4 gefärbte Gläser, deren jedes in einen besonderen Rahm gesetzt und um einen Mittelpunkt beweglich ist; man bedient sich ihrer als Vorsatz zur Schonung des

Auges gegen den Glanz des Sonnenlichts. Es ist schwer, einen deutlichen Begriff von diesem zusammengesetzten Instrumente zu geben, ohne die nöthige Figur bildlich darzustellen, und es muß daher diese kurze Angabe genügen. Noch ist anzumerken, daß man mittelst dieses Instruments nur die Winkel entfernter Richtpunkte genau bekommt; je näher der Gegenstand, desto unzuverlässiger sind die Ergebnisse; daher wählt man immer nur Gegenstände, die wenigstens eine halbe Stunde vom Beobachtungsorte entfernt liegen. Kein Instrument zum Winkelmessen kann mit mehr Bequemlichkeit und Geschwindigkeit angewendet werden, als der von Hadley erfundene Spiegelsextant. Mit gleicher Leichtigkeit wird es auf dem Maste eines Schiffes, wie auf einem Thurme gebraucht, und es vereinigt in sich bei gehöriger Geschicklichkeit der Anwendung lange nicht die Schwierigkeiten, denen man beim Astrolabium so oft unterworfen ist. Eine genaue und deutliche Beschreibung dieses 1731 erfundenen Hadley'schen Spiegelsextanten oder nach Maßgabe der Anzahl von Graden, die sein Bogen faßt, auch Octanten, gewährt Bohnenberger's »Anleit. zu geograph. Ortsbestimm. mittelst des Spiegelsextanten« (Götting. 1795, m. Kupf.). Der göttinger Astronom Mayer (Tobias) verwandelte den Spiegelsextant in einen ganzen Kreis von solcher Einrichtung, daß sich die Winkel mit Wiederholung messen lassen, wodurch die Theilungsfehler compensirt werden; er lehrt diese Einrichtung ausführlich in der Einleit. zu seinen von der engl. Admiralität 1770 herausgeg. »**Tabulis motuum Solis ac Lunae**« kennen. Mehrere Verbesserungen hat an diesem Instrument der franz. Geograph Borda angebracht; vgl. dessen »**Description et usage du cercle de réflexion**« (Paris 1787). In dieser vervollkommneten Gestalt führt der ursprünglich Hadley'sche Spiegelsextant jetzt den Namen des Mayer-Borda'schen Spiegelkreises.

Sextett, ital. Sestetto, ist ein Tonstück für 6 selbstständige Stimmen; dies mögen nun Instrumente oder Singstimmen sein. Die Instrumentalsextetten sind besonders für Blasinstrumente sehr häufig und werden öfters als Serenaten behandelt. Mozart und Righini haben Meisterstücke in dieser Art geliefert. Doch hat man auch Sextette für Saiten- und Blasinstrumente (wie z. B. von Moscheles op. 35, und Beethoven). Für Singstimmen kommen die Sextetten häufig in Opern vor. Berühmt ist als Meisterstück der dramatischen Musik das charakteristische Sextett im 2. Acte des »Don Juan« von Mozart.

Sextole, in der Musik die Notenfigur, wo eine Hauptnote, z. B. ein Viertel, in 6 Noten von gleicher Dauer abgetheilt wird; man bezeichnet sie so: $\widehat{6}$.

Sextus, mit dem Beinamen Empiricus (der Empiriker), war ein berühmter Skeptiker zu Ende des 2. Jahrh., von Geburt wahrscheinlich ein Grieche, der zu Alexandrien und Athen studirte, des Skeptikers Herodot von Tarsus Schüler war, u. großen Scharfsinn mit Gelehrsamkeit verband. Wir besitzen von ihm noch 2 Werke in griech. Sprache, welche die Quelle unserer Kenntniß des griech. Skepticismus sind, wovon das eine eine Entwickelung des Pyrrhonismus überhaupt, (u. d. T. »**Pyrrhonicae Hypotheses**« in 3 Büch.), das andre eine Anwendung der Pyrrhonischen Kunst auf alle damals geltende philosophische Systeme und andre Wissenschaften und Erkenntnisse enthält u. unter dem allgem. Tit.: »**Adversus mathematicos**« vorzukommen pflegt. Beide Werke hat Fabricius (»**Sext. Emp. opera gr. et lat.**«, Leipz. 1718, Fol.) herausgeg.

Seydlitz (Friedrich Wilhelm v.), k. preuß. General der Cavall., Chef eines Kürassierregiments, geb. 1722 zu Kleve. Schon im 12. Jahre ein unerschrockener Reiter, der mit dem Pferde zwischen

den herumtreibenden Flügeln einer Windmühle durchjagte, und im 16. Jahre Cornet, zeigte er 1740 schon so viel Bravour, daß der König ihn, obgleich in Gefangenschaft gerathen, zum Husaren-Rittmeister ernannte. So ward er endlich Commandant des Rochowschen Kürassier-Regiments und der siebenjährige Krieg bereitete auch ihm Lorbeern. Bei Collin, wo die Preußen zum ersten Male weichen mußten, deckte er den Rückzug; in Zittau führte er das mit ihm eingeschlossene Regiment glücklich durch und stieß zur Armee des Königs. In Gotha verdarb er den 8000 Mann Franzosen unter Soubise das prächtige Mittagsmahl, das die Generalität eben bei Hofe einnehmen wollte, indem er nur 1500 Mann vor den Thoren erschien, jene aber, ihre Köche, Friseurs, ihre Kisten mit Pomaden und wohlriechenden Wassern ꝛc. im Stiche lassend, über Hals und Kopf vor ihm flüchteten. An dem berühmten Siege bei Roßbach (1757) nahm Seydlitz sehr wichtigen Antheil, so daß der König ihn, damals erst 35 Jahr alt, zum Generallieutenant erhob. Bei Zorndorf, wo er eine russische Batterie mit der bloßen Cavallerie, den Degen in der Faust, eroberte, sah man ihn überall siegend. Bei Cunnersdorf ging bloß die Schlacht dadurch, daß er auf des Königs wiederholten Befehl eine Batterie wegnehmen mußte, verloren. — Als General-Inspector der Cavallerie leistete er dem preußischen Kriegswesen sehr große Dienste und ward vom Könige so geehrt, daß er ihn selbst auf dem Sterbebette besuchte. Seinen Tod (1773) mußten alle Officiers der Cavallerie durch einen Flor um den Arm betrauern. Eine Bildsäule von Marmor, die ihm der König errichten ließ, ehrt sein Andenken auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin.

Seyffarth (Gustav), Prof. in Leipzig, machte sich durch die Herausgabe der Erklärung der Hieroglyphen von Spohn bekannt.

Sforza, ein berühmtes italien. Haus, das im 15. und 16.

Jahrh. eine große Rolle spielte. Der Stifter desselben war ein Bauer von Cotignola in Romagna, Jakob Attendolo, der sich durch Verstand und Muth, als Staatsmann und zugleich als Feldherr, zu einem der mächtigsten Heerführer in Italien aufgeschwungen hatte. Als er eines Tages, auf seinem Felde arbeitend, von Miethsoldaten, die das ganze Land erfüllten, zur Theilnahme an ihrem lustigen Handwerke ermuntert ward, warf er seine Hacke auf einen Baum: Bauer wolle er bleiben, fiele sie herab; bliebe sie oben, so betrachtete er dies als eine Vorbedeutung künftiger Größe und seines Rufes zu den Waffen. Er diente hierauf der Königin Johanna II. von Neapel, die ihn als die Stütze ihres Throns ansah. Von dem Grafen Alberich von Barbiano erhielt Attendolo den Namen Sforza, d. i. Erzwinger. Seinem eben so tapfern Sohne, Franz Sforza, hinterließ er zugleich mit den ihm ganz ergebenen Scharen die Macht, sich allen Staaten furchtbar oder werth zu machen. So geschah es, daß Franz Sforza der Eidam des Herzogs Philipp Maria Visconti von Mailand ward, und den Oberbefehl in dem Kriege Mailands gegen Venedig erhielt. Allein nach seines Schwiegervaters Tode (1447) entstand Mißtrauen zwischen ihm und den Vorstehern von Mailand; er schien mit der Macht auch den Willen zur Erwerbung eines Throns zu haben, auf dem seine Gemahlin Blanca geboren war. Also schloß er mit den Venetianern Friede, zog vor Mailand, und nöthigte die Bürger durch Hunger zur Uebergabe der Stadt. Sie wählten ihn 1448 zum Herzoge. So ward Franz Sf. ein ruhmvoller und glücklicher Fürst, der Stammvater eines ihm an Geschick und Glück unähnlichen Geschlechts. Er starb 1466. — Sein Sohn, Galeazzo Maria, ein Barbar und Wollüstling, ward 1476 von einigen Verschworenen ermordet. Dessen unmündiger Sohn, Johann Galeazzo, ward von des Vaters Bruder, Ludwig Moro (d. i. mit der Maulbeere), verdrängt. Dieser ver-

band sich mit König Karl VIII. von Frankreich und öffnete ihm den Weg durch Italien nach Neapel 1494, damit Galeazzos Schwiegervater, König Alfons von Neapel, seinem Eidam nicht Hülfe leisten könne. In der Folge trat er zu dem Bunde gegen Frankreich, und ward deshalb von Ludwig XII. 1449 des Herzogthums entsetzt. Zwar vertrieb er die Franzosen noch in dems. J. mit Hülfe der Schweizer; allein König Ludwig zog abermals gegen ihn zu Felde und gewann die Schweizer des Herzogs, sodaß diese nicht wider ihre für Frankreich dienenden Landsleute fechten wollten. Einer von ihnen verrieth den Herzog, der alsdann (1500) nach Frankreich abgeführt wurde, wo er 1510 zu Loches im Gefängnisse starb. — Sein Sohn, Maximilian Sf., vertrieb 1512 mit Beistand der Schweizer die Franzosen nochmals aus Mailand, mußte aber dem König Franz I., dem Sieger bei Marignano, 1515 sein Land gegen ein Jahrgeld abtreten. Als jedoch Franz I. vom Kaiser Karl V. aus Italien verdrängt worden war, belehnte der Kaiser den Bruder Maximilians, Franz Sf. (seit 1521 Herzog von Mailand) 1529 mit Mailand. Dieser starb 1535 den 24. Oct., und Karl V. gab 1540 Mailand seinem Sohne, dem König Philipp II. von Spanien. Von einer Seitenlinie stammt das noch jetzt in Italien blühende, mit der fürstl. Würde des römischen Stuhls und des heil. römischen Reichs beliehene Haus Sforza im Kirchenstaate ab.

Shaftesbury, 1) (Anton Ashley Cooper, erster Graf v.), ausgezeichneter Staatsmann. Von dem Parlamente beauftragt, warb er in Dorsetshire Truppen, stürmte 1644 Wareham und unterwarf die umliegende Gegend. Nach der Schlacht bei Naseby soll er der Hauptanstifter des Aufstandes der Clubbisten, welcher dahin ging, den Befehlshabern der Truppen die allzu große Macht zu nehmen und eine Ausgleichung mit der Gegenpartei zu bewirken, gewesen sein; doch

war er zu vorsichtig, sich in das Schicksal jener Leute zu verwickeln. 1646 ward er Sherif von Wiltshire. Als Cromwell das lange Parlament auflöste, war Sh. einer der Ersten, die jene bekannte Verwahrung gegen die Tyrannei und die willkührliche Regierung des Protectors unterzeichneten. Auch bei andern Gelegenheiten soll er sich seinen tyrannischen Maßregeln widersezt haben; dennoch machte ihn derselbe zu seinem Geh. Rath, und Sh. soll sogar die Absicht gehabt haben, sein Schwiegersohn zu werden. Späterhin ward er Mitglied des Staatsraths und verband sich zugleich durch Briefwechsel mit den Freunden Karls II., um diesem Monarchen zum Throne zu verhelfen. Wegen jenes Briefwechsels ward er angeklagt, aber freigesprochen. Gleich vielen Andern seiner Partei arbeitete er mit der größten Thätigkeit an Karls Wiederherstellung. Er war Mitglied des Parlaments von 1660 und einer der Zwölfe, die dem Könige die Einladung brachten. Bald nachher ward er zum Geh.-Rath und zum Commissarius bei dem Gericht über die Königsmörder ernannt; Alles, was er früher gethan hatte, ward vergessen. 1661 ward er zur Pairswürde u. d. T.: Baron Ashley v. Windborn St.-Giles, erhoben, darauf zum Kanzler und zum Unterschatzmeister und nach dem Tode des Grafen v. Southampton zum Lord der Schatzkammer ernannt. Als Mitglied des Ministeriums, welches er vorzüglich leitete, bewirkte er eine Declaration der Gewissensfreiheit, die ihn als einen entschiedenen Freund religiöser Duldung charakterisirte. In Rücksicht des entehrenden Vertrags von 1670 mit Ludwig XIV., wodurch sich Karl II. verpflichtete, gegen einen Jahrgehalt die kath. Religion in England einzuführen, darf man sicher glauben, daß Sh. in dies Geheimniß nicht eingeweiht war, und weder vor noch nach dem Abschlusse des Vertrags Geschenke von Frankreich bekommen habe, welche so viele andre Staatsbeamte in England erhielten. Desto mehr Antheil nahm er an den

Maßregeln eines Kriegs gegen die Niederlande, welchen er in einer Rede mit dem Sinnspruche: »**Delenda est Carthago!**« unterstützte. Noch mehrerer widerrechtlichen Handlungen zum Besten der Krone wird Sh. beschuldigt, und es scheint, daß ihn als Minister entweder geheime Triebfedern, oder auch Mangel an nöthigen Mitteln oft schwankend und veränderlich in seinem Betragen gemacht haben. 1672 ward er zum Grafen v. Shaftesbury und zum Lord-Großkanzler ernannt. In diesem Posten war er durchaus unparteiisch und redlich; auch erwarb er sich das Lob seiner größten Feinde. Kaum hatte er aber jene Würde 1 Jahr lang bekleidet, als er sie durch eine unter dieser Regierung so gewöhnliche Intrigue verlor. Von der Zeit an ward er der mächtigste Anführer der Opposition, und dieser Abschnitt seines öffentlichen Lebens zog ihm die größten Schmähungen der Stuart'schen Partei und ihrer Freunde zu. Wirklich hatte man Ursache zu glauben, daß seine Beweggründe eigennützig und parteiisch waren. Wegen der Hitze, womit er behauptete, daß die Prorogation des Parlaments auf 15 Monate eine wirkliche Auflösung desselben sei, ward er in den Tower geschickt und erst nach einer 13monatlichen Verhaftung und einer völligen Unterwerfung entlassen. Die papistische Verschwörung von 1678, wofern sie nicht ein Werk seiner eignen Erfindung war, rügte er mit der größten Heftigkeit gegen die Hofpartei, wodurch er dem Ministerium des Grafen Danby ein Ende machte, sodaß ein neues, worin er Lordpräsident des Geh.-Raths ward, errichtet wurde. Ungeachtet mancher gewaltsamen, ungerechten und parteiischen Handlungen ward er doch durch die Habeas-Corpusacte, deren Urheber er war, der Wohlthäter seiner Nation. Nach 5 Monaten erhielt er seine Entlassung. Seine Partei hatte durch allzu große Heftigkeit ihre eigne Sache verdorben; besonders aber hatte der Graf v. Sh. durch sein eifriges Bemühen, den Herzog v. York, des Königs

Bruder, vom Throne auszuschließen, sich die Feindschaft dieses Prinzen zugezogen. Einige seiner Ränke, deren er sich in Rücksicht der angeblichen papistischen Verschwörung bedient hatte, wurden jetzt gegen ihn selbst gebraucht. Ein Ankläger beschuldigte den Grafen, daß er von ihm zur Ablegung eines Zeugnisses bestochen worden sei. Sh. ward sofort in den Tower gebracht und nach 5monatlichem Arrest des Hochverraths angeklagt. Außer den gegen ihn aufgestellten Zeugen, welche schlechte Menschen waren, erregte ein auf seinem Arbeitszimmer gefundener Plan zu einer Verbindung großen Verdacht gegen ihn. Dennoch ward er freigesprochen und begab sich 1682 nach Amsterdam, wo er seiner Sicherheit wegen das Bürgerrecht suchte. Hier starb er, 62 J. alt, 1683. Mit ungewöhnlichen Seelenkräften verband Sh. einen unruhigen, kühnen und stürmischen Geist. Vorzüglich liebte er das schöne Geschlecht. Vielleicht wechselten wenig Staatsmänner so häufig die einmal ergriffene Partei wie er, und vielleicht erzählen noch wenigere so offenherzig wie er die Geschichte ihrer Unbeständigkeit. — Sein Enkel war 2) (Anton Ashley Cooper, dritter Graf v.), geb. zu London 1671, philosoph. Schriftsteller Englands. 1686 ging er unter der Aufsicht eines geschickten Führers auf Reisen, hielt sich in Frankreich und Italien längere Zeit auf und legte hier den Grund zu jener vertrauten Bekanntschaft mit den schönen Künsten, welche er nachher in seinen Schriften zeigte. Bei seiner Rückkehr 1689 ward ihm eine Stelle im Parlament angeboten, die er aber ausschlug. Nachdem er noch beinahe 5 Jahre hindurch mit dem größten Eifer und Fleiß seinem Hange zu literarischen Beschäftigungen gefolgt war, trat er ins Parlament. Er hatte eine seltene Gabe, seine Liebe zur Freiheit, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrte, kräftig auszudrücken und das Parlament für sich zu gewinnen. Unermüdet mit der Unterstützung jeder Maßregel, die auf Erhaltung der Freiheit und

Beförderung des gemeinen Besten Einfluß haben konnte, beschäftigt, ließ er sich nie durch Vorliebe für eine Partei von Verfolgung dieser Zwecke abbringen. Durch seine geschwächte Gesundheit aber genöthigt, verließ er diese Laufbahn, reiste nach Holland und verlebte dort über 1 Jahr in dem Umgange mit Bayle, Leclerc u. a. Gelehrten. Bald nach seiner Zurückkunft ward er nach dem Tode seines Vaters Graf v. Shaftesbury, trat aber erst auf Zureden seines Freundes, des Lord Somers, 1700 in das Oberhaus ein. Hier unterstützte er die Maßregeln des Königs Wilhelm so eifrig, daß dieser Monarch ihm die Stelle eines Staatssecretairs anbot, die er aber ausschlug; dessenungeachtet ward er oft von dem Könige um Rath gefragt. Nach der Thronbesteigung der Königin Anna zog er sich vom öffentlichen Leben zurück, da er mit den Staatsmännern der herrschenden Partei nicht übereinstimmte, und ging nach Holland, wo er 2 Jahre in dem Umgange seiner gelehrten Freunde verlebte. Bald nachher, als franz. Fanatiker eine beträchtliche Gährung in England erregt hatten und man gegen die Urheber derselben gewaltsame Maßregeln ergreifen wollte, rieth Sh. durch sein »Sendschreiben über den Enthusiasmus« (»Letter concerning enthusiasm«) zur Milde, weil man durch Strenge das Mißvergnügen nur vermehren würde. 1709 verheirathete er sich, reiste seiner Gesundheit wegen 1711 durch Frankreich nach Italien und wohnte zu Neapel, wo er 1713 starb. Sein Hauptwerk sind seine »Characteristicks« (Lond. 1737, 3 Bde.).

Shagrenat (Dschagrenat, Jagrenat), ostindische Stadt im östlichen Maharatten-Gebiet, unweit des Dschilkasees; mit einer uralten Felsenpagode.

Shah-Allum (d. i. Herr der Welt), der letzte Großmogul in Hindostan aus Timurs Stamm, wurde 1723 geboren, war stets ein Spielball der Briten oder ihrer Feinde, wurde von den Rohillas ge-

blendet und starb den 16. Nov. 1806 zu Delhy. Sein Sohn Akbar II., Sultan, lebt als englischer Mediatisirter von einer Pension ohne Macht.

Shakspeare (William), der größte dramatische Dichter, geb. zu Stratford am Avon 1564. Eines Wollhändlers Sohn, folgte er, nach Verlassung der Schule, ungef. im 12. J. dem Handel seines Vaters, wurde, nachdem er von diesem weggegangen, in der Expedition eines Anwalts angestellt, und im 17. Jahre schon verheirathet, floh er nach London — wovon man mehrere unverbürgte Ursachen und unregelmäßige Handlungen, vorzüglich aber einen Wilddiebstahl angibt — spielte auf dem dasigen Theater unbedeutende Rollen, ward aber, bei seinem Mangel an eigentlichem Schauspielertalente und auf Anrathen eines damals berühmten Schauspielers, Thomas Green, vielmehr 1591 dramatischer Schriftsteller (nachdem er schon zuvor, ungef. 1587 als Dichter mit seiner »Venus und Adonis« aufgetreten war), erhielt die Gunst der Königin Elisabeth und Jacobs I., der ihm auch die Freiheit ertheilte, eine Bühne zu errichten und starb endlich 1616 an seinem Geburtstage zu Stratford, wohin er sich drei Jahre zuvor begeben hatte (und wo er auch im Chore der Hauptkirche begraben liegt), mit dem Ruhme eines edeln, moralischen Menschen. Erst 1741 wurde ihm in der Westmünster-Abtei zu London ein Denkmal errichtet — auch Garrik stellte noch 1769 ihm zu Ehren eine Jubelfeier an. — Mit vollem Rechte wird Shakspeare der Schöpfer der englischen Schaubühne genannt, der, ohne eigentlich gelehrt zu sein, dennoch belesen, mit der Mythologie sehr bekannt, viel Urtheilskraft besaß und, wie er sich auf der einen Seite zu dem herrschenden Geschmacke seiner Zeit herabließ, ihn auf der andern zu sich in die Höhe erhob und veredelte. Seine Schauspiele sind Werke ganz eigner Art: Eine Hauptempfindung herrscht in jedem seiner Stücke und durch-

strömt es, wie eine Weltseele. In seinem »Lear« ein Vater-, Kinder-, Königs- — Narren-Ganzes; im »Othello« Entstehung, Fortgang, Ausbruch und trauriges Ende einer Leidenschaft dieses Unglücklichen; im »Macbeth« eine Schicksals-, Königsmords- und Zauber-Welt. Von seinen Schauspielen, davon man 36 mit Gewißheit sein und echt nennen kann, und unter welchen, außer den genannten, noch »Hamlet«, »Romeo und Julie«, »Richard II.«, ingleichen »Der Kaufmann von Venedig« ꝛc. am meisten auf unseren Theatern gesehen und bewundert worden sind, hat man eine sehr große Menge von Ausgaben, unter welchen die von Johnson und Steevens, Lond. 1773 in 10 B. und die 1793 mit Noten von diesen beiden Herausg.; ingleichen die von Aldermann und Jos. Boydell herausgegebene Sammlung großer und meisterhafter Kupfer nach neuen Gemälden von den auffallendsten Scenen aus Shakspeare's Stücken die vorzüglichsten sind. Unter den unzähligen deutschen Bearbeitungen — der einzelnen zu geschweigen, die uns von Schröder, Tiek, Schiller u. m. gegeben worden sind — behauptet, neben der von Eschenburg (umgearb. Ausg. in 12 Bdn., Zürich 1798 fgg.) unstreitig die von A. W. Schlegel (Berlin 1797—1804 in 8 B.) den ersten Rang, dem wir auch eine der interessantesten Würdigungen jenes großen Dichters in den »Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur« (2. B. 2te Abth. Heidelb. 1811) verdanken; sowie denn auch Franz Horn in den »Erläuterungen über Shakspeare's Schauspiele in 4 Bdn.« (Leipz. 1822—27) sehr Bedeutendes geliefert hat.

Shakspeare-Galerie, s. Boydell.

Shannon, Fluß in Irland, kommt aus dem Lough Allen, fließt durch die Loughs Boffin, Dergh und Ree, nimmt den Suck, Inny und Comlin auf, steht durch einen großen Kanal mit Dublin in Verbindung, und ergießt sich unterhalb Limerick ins Meer.

Sharp (Granville), ein Brite, dem man die endliche Abschaffung des Sklavenhandels in England verdankt, geb. 1735, gest. im Juli 1813, hinterließ »Memoirs ꝛc.«, welche Hoare nebst Beilagen 1821 zu London herausgab.

Shawl (Shaul), s. Schawl.

Sheffield, eine vornehmlich wegen ihrer Stahlfabriken berühmte Stadt in Yorkshire, auf einem Hügel an der Sheafmündung in den schiffbaren Don, dessen Wasser eine große Anzahl von Werken zum Schleifen der Schneidewaaren, zum Schmieden, Schneiden und Walzen des Eisens und Stahls in Bewegung setzt. Die Fabriken verbreiten sich mehrere Meilen über Sheffield hinaus. Die Stadt hat Straßen, die an den Seiten mit schönen breiten Steinen gepflastert sind, 3 Kirchen, 7200 H. und 36,000 Einw. Der Ueberfluß an Steinkohlen, welchen die Umgegend besitzt, erleichtert sehr die hiesigen Fabriken, indem dadurch wohlfeil Dampfmaschinen unterhalten, und so alle schwere Arbeiten vermittelst Mechanismus, mit beträchtlicher Kostenersparung, betrieben werden können. Zu den Fabrikarbeiten wird besonders schwedisches Eisen gebraucht. Man verfertigt, außer Schneideinstrumenten, wohin alle Arten von Messern (von 2½ Pence bis zu 8 Guineen das Stück), Sägen, Feilen, Scheeren, Lanzetten, Sensen, Sicheln gehören, und worin Sheffield den Vorzug vor Birmingham und allen übrigen britischen Fabrikörtern behauptet, Spaten, Schaufeln, allerlei Waaren von gegossenem Eisen, Ambosse, Zinnblech, Alles, was zur Besetzung eines Kamins gehört, ferner plattirte Waaren, die nicht auf Stahl, sondern auf Kupfer plattirt werden, nachdem es zuvor einen Zusatz von Messing erhalten hat, von welchen Waaren ein außerordentlich starker Absatz stattfindet, desgleichen optische Instrumente und Kämme. Insonderheit wird Horn am besten in Sheffield gefärbt. Ferner sind hier 2 Stückgießereien,

ein großes Eisenwerk, eine Twistspinnerei und eine Bleiweiß- und Mennigefabrik.

Sheridan (Richard Brinsley), geb. zu Dublin 1751, ein berühmter engl. Redner, Künstler und Schriftsteller, ein Sohn des berühmten Schauspielers Thom. Sheridan. Zwar anfangs, und selbst von seiner Mutter, für einen vernagelten Kopf und ohne alles Talent gehalten, ward er doch schon im 13. Jahre durch Witz und Scharfsinn der Gegenstand der Bewunderung. Von der Schule zu Harrow kam er nach London in den Tempel (eine bekannte Lehranstalt für Juristen), floh aber hier mit einer Schauspielerin, Linley, für die er sich selbst schlug, und nach erhaltener Einwilligung seiner Eltern in die Heirath, zurückgekehrt, fing er an, fürs Theater zu schreiben, kaufte mit seinem Schwiegervater den Antheil an dem Drury-Lane-Theater von Garrik und sein Haus ward nun der Versammlungsplatz der feinen Welt, so daß er auch mit Fox in Verbindung kam und seine politische Laufbahn anfing. Seine »Lästerschule« (1777) erwarb ihm bald den Ruf eines der ersten engl. Dichter und ein Bonmot über seinen Nebenbuhler, Cumberland, machte es um so interessanter. Denn auf die Nachricht, daß dieser bei seinem Stücke ganz ernsthaft geblieben wäre und auch nicht eine Muskel zum Lachen verzogen habe, erwiederte Sheridan: »Ei, ei, das war verteufelt undankbar; denn als Cumberlands neues Trauerspiel in voriger Woche zum ersten Male gegeben wurde, habe ich alle Acte hindurch gleich herzlich gelacht«. Im J. 1780 ins Unterhaus gelangt, hielt er es, als Anhänger von Fox, mit der Opposition, ward bald Liebling des Volks und die Geißel Pitt's, zugleich aber auch als Parlamentsredner in dem berühmten Prozesse gegen Hastings ehrwürdig, und seine damals gehaltenen Reden sind die höchsten Meisterstücke in dieser Art. Nach 20jähriger Pause fing er wieder an, für die Bühne, und zwar

die Kotzebue'schen Stücke, jedoch nicht mit Glück, zu bearbeiten. Eine in der neuern Zeit vom Cabinet erhaltene Stelle (als Schatzmeister der Marine), von jährl. 4000 Pfd., veranlaßte ihn zu einem Feste, das auf 8000 Pfd. gekostet haben sollte. — »Seine vielseitigen Kenntnisse«, sagt Göde, »und seine glänzenden Rednertalente stellen ihn den großen Staatsmännern seines Vaterlandes an die Seite; jedoch fehlt es ihm an Würde und Ansehen, um jemals an die Spitze einer Partei sich zu stellen«. — Er starb im Jul. 1816 in höchst dürftigen Umständen.

Shetland (Shetlandsinseln, Hitlandsinseln), Gruppe von 46 großen, 40 kleinen Inseln und 30 Klippen, zur schottischen Stewartry Orkney gehörig, zusammen 46 QM. groß, mit 23,000 Ew. Die Inseln sind größtentheils gebirgig und liefern Bernstein, Ambra, Eisen, Kupfer, Granaten, Torf, Kalk und Sandsteine. Gerste- und Haferbau, Viehzucht, Verfertigung wollener Waaren, Fisch-, vorzüglich Häringsfang und Handel mit Butter, Häuten, Thran, Dunen, wollenen Strümpfen, Fischen rc. Die größte Insel ist Shetland.

Shire (engl. county), eine Grafschaft, jedoch ausschließlich für die bekannte allgemeine Eintheilung Englands, indem es Grafschaften als geschlossenes Besitzthum eines Grafen gar nicht gibt. Die Shiren (Kreise) stehen in mannichfacher Gemeindeverbindung in Ansehung des Gerichtswesens der Repräsentation; doch sind davon manche ältere Städte ausgenommen und bilden eine Grafschaft für sich selbst. Shire ist das einzige engl. Wort, in welchem das i vor einem stummen e in der folg. Sylbe nicht wie ei ausgesprochen wird.

Shrewsbury (Shrowesbury), 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Shrop, auf einer Halbinsel der Severn, und an einem Kanal, der über die Tearne auf einer Brücke von Eisen läuft; 3603

H. 20,000 Ew. Arbeitshaus, Wollenzeug-, Seidenband- und Flanellweben. 2) Stadt im nordamerikan. Freistaate Newjersey, Grafschaft Monmouth, an der Mündung des gleichnamigen Flusses; 5000 Einw.

Shukowßkij (Wassily Andrejewitsch), geb. 1784, russischer Dichter, begann seine dichterische Laufbahn mit der »Liudmilla«, einer gelungenen Uebers. der »Lenore« von Bürger, und bildete sich seitdem in Versen wie in Prosa nach Schiller, dessen »Jungfrau von Orleans« er im Versmaße des Originals glücklich übersetzt hat; ferner nach Göthe, Goldsmith, Byron, Walter Scott und Thomas Moore. Auch beschäftigte er sich mit einer Uebers. der »Aeneide« im Versmaße des Originals. Berühmt machte ihn sein Gedicht: »Der Sänger im russ. Lager« (1812). Sh. fand in seiner Sprache die Töne des Erhabenen und die das Herz tief bewegenden Klänge des erhöheten Gefühls; seine Darstellungen sind der Natur treu; sein Ausdruck ist kühn und kräftig. Man schätzt vorzüglich seine Balladen, Romanzen, Episteln und Elegien. 1824 veranstaltete er zu Petersburg die 3. verm. Ausg. seiner poetischen Werke in 4 Bdn. Außerdem hat er mehrere Beiträge geliefert zu dem seit 1823 in Petersburg von Alex. Bestuscheff und K. Rylejeff herausgeg. Musenalmanach: »Der Polarstern«. Noch hat er 6 Ansichten von Pawlowsk nach der Natur gezeichnet und diese 1824 von Klara in Dorpat stechen lassen. Sh. ward 1824 zum Vorleser bei der Großfürstin Alexandra Feodorowna, der jetzt regierenden Kaiserin, ernannt; gegenwärtig leitet er die Bildung des Großfürsten Alexander, Sohnes und Thronfolgers des Kaisers Nikolaus I. — Man darf ihn nicht verwechseln mit dem Fürsten Shakowßkij, der für den ersten komischen Dichter der Russen gehalten wird, besonders für die Bühne, die er genau kennt. An Talent und Fruchtbarkeit Kotzebue vergleichbar, hat er mehr als 50

Stücke geschrieben, meistens Lustspiele, Opern, Vaudevilles. Sein neuestes Stück (1824) heißt »Aristophanes« und ist eine Art Seitenstück zu des Plautus »Amphitruo«.

Siam, 1) (Geogr., Yudra Pi, Meuang Thai), Reich in Hinterindien, zwischen 7° — 22° N. Br. und 98° — 105° O. L.; grenzt nördlich an Birman und China, östlich an Anam, südlich an den Meerbusen von Siam und die Halbinsel Malacca, westlich an Birman; ist 4120 QM. groß, mit dem zinspflichtigen Malacca aber 25,000 QM. groß und hat 2 bis 10 Mill. Einw. Die Thäler um den Fluß Menam und dessen Kanäle und um den Fluß Kamboga sind sehr fruchtbar, das Uebrige ist meist eine weite Wildniß zwischen zwei großen Gebirgen, welche Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Diamanten enthalten. Die Bewohner bauen Südfrüchte, Zuckerrohr, Kaffee, Farbehölzer, zeigen Geschicklichkeit im Weben, Metall- und Holzarbeiten, und sind sehr fleißig, leiden aber durch Despotie und Leibeigenschaft. Der König kann ein Heer von 60,000 Mann mit 3 bis 4000 Elephanten aufstellen und hat mehrere Galeeren. Das Reich besteht aus dem obern Theil mit 7 Provinzen und dem untern Theil mit 5 Provinzen. Die jetzige Hauptstadt ist Bancasay. 2) (Gesch.) Erst mit 1547 fängt sich die zuverlässigere Geschichte dieses Reichs an, indem damals mehrere benachbarte Nationen in dasselbe einfielen, wobei 30,000 Einw. umgekommen sein sollen. Der König von Siam, von den Portugiesen unterstützt, schlug die feindlichen Völker, und ertheilte jenen auf 3 Jahre Freiheit von allen Abgaben und die Erlaubniß, das Christenthum in seinem Reiche predigen zu lassen. Unruhen im Innern Siams veranlaßten die Peguaner, sich 1568 dieses Königreichs zu bemächtigen. Pramerit machte sich (1590) von der peguanischen Zinsbarkeit wieder frei und unterwarf sich Kamboya, Lanjang und a. Länder, von denen (1615) mehrere wieder abfielen. Sein

Stamm ward (1627—29) von Chau Pasatong, der sich des Thrones bemächtigte, ausgerottet. Chau Naraja, König von Siam, begünstigte die europäischen Missionnaire, welche (1663) nach Siam gekommen waren und das Christenthum predigten. Ein Grieche, Konstantin Falcon, ein Abenteurer, schmeichelte sich auch bei ihm ein und ward zum ersten Minister erhoben. Da er die Absicht, selbst den Thron zu besteigen, durch Hülfe der Franzosen am besten zu erreichen hoffte, so veranlaßte er die bekannte Gesandtschaft 1680 an Ludwig XIV., begünstigte die von Ludwig XIV. nach Siam geschickten Franzosen ganz vorzüglich und räumte ihnen einige der wichtigsten Festungen ein. Aber sein Fall erfolgte bald nachher, und die Franzosen, die sich in Siam verhaßt gemacht hatten, wurden in denselben verwickelt. Petcheratcha, ein Mandarin von gemeiner Herkunft, bestieg 1688 den Thron, dessen rechtmäßige Erben er umgebracht hatte, und ließ die Franzosen hinrichten. Die Holländer waren nachher die Günstlinge der neuen Regierung, und neben ihnen gelang es auch den Engländern, in Siam Factoreien anzulegen. Durch Thronfolgestreitigkeiten unter Petcharatcha's Nachfolgern (1733) ward das Reich sehr geschwächt, sodaß es 1767 von den Birmanen erobert und die königl. Familie gefangen hinweggeführt wurde. Phaja Thai, ein Offizier, den die Siamesen zu ihrem Anführer gewählt hatten, vertrieb die Birmanen; man übergab ihm die völlige Regierung und er stellte die Sicherheit des Reichs wieder her. In dem Kriege eines seiner Nachfolger mit dem Birmanenkaiser, Minderagi, ward ein Theil von Siam zum Birmanenstaate geschlagen.

Siberien (Sibirien), 1) nordöstlicher Theil des russischen Asiens; 211,847 QM. groß, mit 1,605,500 Einw.; grenzt in N. an das Eismeer, in O. an das östliche Meer, in S. an die chinesische Tartarei, Mongholei und die Kirgisensteppe, und in W. an den Ural

und die Gouvernements Orenburg, Perm, Wologda und Archangel. Darin die Gebirge: Ural, Altai, das sajanische, baikalsche, nertschinskische, ochotskische Gebirge, das tschuktschische, salaginskische und kamtschatkische Vorgebirge: die Flüsse: Ob mit dem Irtisch, Tobol, Tunguska, Kowyna, Anadyr; der Baikal- u. a. Seen. Das Land ist sehr kalt und raüh, aber reich an Gold, Platina, Silber, Kupfer, Eisen, Pelzwerk, und im südlichen Theile an Getreide, Rhabarber u. a. Ackererzeugnissen. Die Bewohner bestehen aus vielen Volksstämmen, als: Russen, Mongholen, Buräten, Tungusen, Korjäken, Jakuten, Tschuktschen, Kamtschadalen, Tataren, Samojeden, Tschubaltschiren, Kalmücken, Tschulymern u. a., von denen die meisten sich nur mit Viehzucht und Jagd beschäftigen. Das Land ist in die Gouvernements Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk und Irkutzk, die Provinzen Omsk und Jakutzk, und die Seeprovinzen Ochotzk und Kamtschatka mit den sibirischen Inseln getheilt. 2) Die Inseln sind 1067 QM. groß und werden von 10,500 Menschen bewohnt. Zu diesen Inseln gehören die Inseln am Lenastrome, Neusibirien, die Bäreninseln, die Nelkeninseln, Laurentius-, Matthäus- und pribylowischen Inseln u. a.

Sibold (Eduard v.), Dr. der Med., Privat-Docent der Universität zu Berlin, versah bis zum August 1829 die durch den Tod seines Vaters erledigte Stelle als Vorstand und klinischer Lehrer der Berliner Entbindungsanstalt interimistisch, und wurde in demselben Jahre zum ordentlichen Professor der Geburtshülfe, Director der Entbindungsanstalt und Hebammenlehrer an der kurfürstl. hessischen Landes-Universität Marburg ernannt.

Sibylle, wörtlich: eine Gottbegeisterte oder von Gott Berathene (von διος und βουλη). Solcher wahrsagenden Jungfrauen, von denen man glaubte, daß sie, durch die Einwirkung einer Gottheit in eine Art von heiliger Begeisterung oder Raserei versetzt, die Zukunft

verkündigten, nennt das Alterthum 10. Unter diesen war die cumäische (von dem campanischen Orte Cumä) die berühmteste. Nach O. Müller soll das Sibyllenorakel und der Apollodienst vom trojischen Ida, wo in Gorgis, einer teukrischen Stadt, das älteste Orakel der Sibyllen und das Grab der Sibylle gewesen, nach Cumä gebracht worden sein. Von ihr sollte jene Sammlung von Weissagungen in griech. Versen hergerührt haben, die nach Einigen sie selbst, nach A. eine unbekannte Alte dem Tarquinius zum Verkauf anbot, und die u. d. N. der sibyllinischen Bücher so bekannt ist. Als der König wegen der hohen Foderung den Ankauf verweigerte, warf die Alte 3 Bücher, und abermals 3 Bücher ins Feuer, worauf jener betroffen die 3 noch übrigen um den anfänglichen Preis kaufte und als ein geheimes Orakel für wichtige Staatsvorfälle der Hut zweier Männer übergab, die nachher auf 10 und von Sylla auf 15 vermehrt wurden. Damals verbrannte mit dem Capitol der Tempel Jupiters, wo die Schicksalsbücher aufbewahrt wurden. Nach dem Wiederaufbau des Capitols ließ 677 der Senat durch Gesandte aus allen ital. und griech. Städten, vorzüglich aus Erythrä, was sich von sibyllinischen Versen fand, aufsammeln, und nach sorgfältiger Sonderung der falschen wurden etwa 1000 im neuen Tempel des capitolinischen Jupiter nach alter Weise wieder aufbewahrt. Indeß mochten sich manche unechte eingeschlichen haben, weshalb auch Cicero die Weissagung verwarf, die L. Cotta für den Cäsar in den Senat brachte, daß nur ein König die Parther besiegen könne. Da man seinen Zweck verfehlt haben würde, wenn neben den geheimen Aussprüchen der Sibylle noch andre bestanden hätten, ließ der Senat zu verschiedenen Malen Alles, was von den sibyllinischen Weissagungen in den Händen der Privatpersonen war, aufsuchen und verbrennen. Ein Gleiches verfügte Augustus, der über 2000 solcher Bücher verbrennen, die echten sibylli-

schen Bücher aber, nach wiederholter Musterung, in 2 goldenen Kästchen unter dem Fußgestell des palatinischen Apollo aufbewahren ließ. Dennoch blieb der Glaube an jede für sibyllinisch ausgegebene Weissagung so stark, daß Tiberius i. J. 772 von neuem alle dergl. Schriften durchforschte und einige aufnahm, worauf schon 785 einer der Vorsteher wiederum die Aufnahme eines neuen Buchs vorschlug. Ueberhaupt blieben die sibyllinischen Bücher bei den Römern länger in Ansehen als die Orakel bei den Griechen. Ungeachtet sie unter Nero zum zweiten Male verbrannt waren, stimmten doch unter Aurelian (270 n. Chr.) einige Mitglieder des Senats dafür, daß man über den Ausgang des markomannischen Kriegs sie nachsehen möchte. Uebrigens waren sie schon damals so verfälscht, daß bekehrungssüchtige Christen Weissagungen auf den Messias darin finden konnten. Aber auch diese Sammlung verbrannte unter Julian (363 n. Chr.); ja, eine 4. Sammlung wurde unter Honorius (395) von Stilicho verbrannt, ohne daß man in späterer Zeit aufgehört hätte, die vorhandene Sammlung für echt zu halten, oder in früherer an eine neue 5. zu glauben. Als Belisar nach der Mitte des 6. Jahrh. in Rom von den Gothen belagert wurde, wollte man aus 2 sibyllinischen Versen vorhersehen, daß die Belagerung nur bis in den 5. Monat dauern werde. Dies traf aber nicht ein. Ueberhaupt war die Auslegung der sibyllinischen Orakel höchst willkührlich, da sie ohne Bestimmtheit, Ordnung und Zeitfolge waren. Auf dieses Durcheinanderwerfen der Namen, Länder und Zeiten scheint die Sage hinzudeuten, daß der leiseste Wind die Blätter der Sibylle verwehe und unter einander mische. Die noch vorhandene Sammlung sibyllinischer Verse, die am vollständigsten Gallåus (Amst. 1689) herausgegeben hat, ist aus späterer Zeit und wird für unecht gehalten. Im 2. Jahrh. nämlich gab es Begeisterte in der christlichen Gemeinde, welche in dichterischen

Orakeln sprachen (Sibyllisten) und deren Dichtungen man sammelte und dann ebenfalls sibyllinische Bücher nannte, worüber Theoloririus eine lat. Abhandlung geliefert hat. (s. Friedr. Bleek's Abhandl. über ihre Entstehung und Zusammensetzung in Schleiermacher's »Theol. Zeitschr.«, 1. Bd., 1. Hft., und Angelo Majo in der Vorrede zu s. Ausg. eines sibyll. Buchs, Mailand 1817.)

Sicilien. Diese merkwürdige, von Stolberg, Münter, Bartels, Kephalides, Graß (»Sicilische Reise«, Tüb. 1815) u. A. trefflich geschilderte Insel, die größte, fruchtbarste und bevölkertste des mittelländ. Meeres, liegt im Süden des festen Landes von Italien und wird von Calabrien durch die ½ Meile breite Meerenge, den Canal oder Faro di Messina, getrennt. Hier ist der u. d. N. Charybdis ehemals so berüchtigte Strudel, und der gegenüberliegende ebenso gefürchtete Felsen Scylla (jetzt Sciglio). Sie hat die Figur eines Dreiecks, daher der alte Name Trinakria, und auf 496 □M. 1,735,700 Ew. in 45 königl. Städten, 352 Baronial- oder Mediatstädten 2c. 1817 ward die Insel, statt der ehemal. 3 Provinzen, in 7 Intendanzen eingetheilt, die nach den Hauptorten Palermo, Messina, Catania, Girgenti, Siragosa, Trapani und Calatanisetta heißen. Zu Sicilien gehören auch einige Inselgruppen an der Küste, wie an der Nordseite die liparischen (ehem. äolischen), an der Westseite ägatischen, zum Theil nackte Felsen mit Staatsgefängnissen, an der Südostspitze die fruchtbare Insel Pantalaria u. a. m. Das Klima ist sehr warm, aber gesund. Unter den vielen Bergen, welche diese Insel enthält, ist der Aetna der höchste. Er steht ganz einzeln. Seine öftern Ausbrüche, sowie häufige Erdbeben, haben bisweilen große Verwüstungen verursacht. Die heftigsten Erdbeben waren 1693, 1783 und 1818. Sicilien ist außerordentlich fruchtbar an Getreide, besonders an vortrefflichem Weizen, Wein, Oel, Reiß, Südfrüchten, Safran, Zucker, Ho-

nig und Salz. Die Insel wurde schon ehemals die Kornkammer von Rom und von Florus deliciae generis humani genannt; noch jetzt wird viel Getreide nach Neapel und dem Kirchenstaate ausgeführt. Unter den Weinen ist der siracuser der berühmteste. Der Seidenbau, welcher 1130 hier eingeführt und dann weiter in Italien verbreitet wurde, ist beträchtlich. Alles Vieh ist von vorzüglicher Güte. Der Fischfang, besonders an Thunfischen und Sardellen, ist sehr ergiebig. An der westlichen Küste werden schöne Korallen gefischt. Das Mineralreich liefert edle und andre Metalle, edle Steine, Marmor und Alabaster. Bei diesem Reichthum der Natur und troß ihrer angebornen Fähigkeiten sind die Einw. doch arm, weil es an Manufakturen und Fabriken fehlt, die sich fast einzig auf die Seidenarbeiten in einigen der vorzüglichsten Städte einschränken. Eine andre Ursache dieser Armuth ist die unverhältnißmäßige Menge der Geistlichen und Mönche (über 70,000), die viele Güter besitzen, und der außerordentlich zahlreiche Adel, der den größern Theil des Grundeigenthums besitzt. Man rechnet gegen 230 adelige Familien unter den verschied. Titeln von Fürsten, Herzogen, Marchesen, Grafen und Baronen. Die starken Zölle, welche auf die gewöhnlichen Ausfuhrartikel gelegt sind, erschweren und beschränken den Handel sehr. Auch zehren eine Menge Advocaten an dem Mark des Landes. In Palermo allein leben 35,000 Menschen von Processen. Der Nationalcharakter der Sicilianer ist äußerst heftig und rachsüchtig; die Sicherheit der Reisenden wird öfters gefährdet. Vor Kurzem noch hielten sich Reisende mit Pässen von einem Räuberhauptmann versehen, für sicherer, als unter dem Schutze der Polizei. Desto thätiger war die geheime Polizei gegen die Carbonari. Sicilien ist ein Land, um dessen Besitz schon viel gekämpft worden ist. Die ersten Bewohner erhielt es wahrscheinlich von dem festen Lande Italiens. Phönizier, Griechen und Carthager

legten hier Colonien an. Die Insel war in verschiedene Freistaaten vertheilt, unter denen Syrakusä der reichste und mächtigste war, sowie der berühmteste in der ältern Geschichte wegen seiner Regenten (Gelo, Agathokles, Hiero), seiner Kriege und der hohen Cultur der Wissenschaften und Künste, besonders der Beredtsamkeit. Ansichten der griech. Monumente auf dieser Insel hat Gärtner (München 1819) geliefert. Nächst Syrakus waren Agrigentum (jetzt Girgenti) und Zancle oder Messana (jetzt Messina) historisch merkwürdig. Beim Anfang des ersten punischen Kriegs ward Agrigent von den Carthagern zum Waffenplatze gemacht, aber schon 262 von den Römern eingenommen, worauf ganz Sicilien unter römische Herrschaft kam. Es blieb unter derselben bis gegen die Hälfte des 5. Jahrh., da es der König der Vandalen, Genserich, von Afrika aus eroberte. Justinian's Feldherr, Belisar, vertrieb (535) die Vandalen aus der Insel, die nun unter die Herrschaft der griech. Kaiser kam, denen sie von 827 an von den Sarazenen entrissen wurde. Die Normänner, welche bereits in Neapel herrschten, bemächtigten sich (1072) auch Siciliens, welches die Päpste ihnen als ein Lehn überließen. Roger, ein mächtiger normannischer Fürst, nahm (1102) den Titel eines Königs von Sicilien an und vereinigte diese Insel mit Neapel u. d. N. des Königreichs beider Sicilien (s. d. f. A.). Allein stets herrschte große Abneigung zwischen den Sicilianern und Neapolitanern, daher das Streben der Erstern nach Unabhängigkeit von Neapel. Diese Idee beförderte die ihnen von den Briten gegebene Verfassung und ihr altes Recht, ein eignes Parlament zu haben; daher der furchtbare Ausbruch politischer Wuth und Rache den 16.—20. Juli 1820 in Palermo. Indeß ist die Muse der Idylle darum nicht aus Sicilien entflohen. Die Idyllen des sicilian. Dichters Giovanni Meli, welche der

Abate Scopa 1820 in Paris bekannt machte, vereinigen mit ungemeiner Anmuth und Lieblichkeit Tiefe der Empfindung und Naivetät.

Sicilien, 1) (Geogr.), Königreich beider, ein aus den beiden Königreichen Neapel oder dem Lande diesseits der Meerenge, und Sicilien, oder dem Lande jenseits der Meerenge zusammengesetzter europäischer Staat in Unteritalien; $1947\frac{2}{5}$ □Meilen groß, mit 7,414,700 E.; ist nur auf der nordwestlichen Seite mit dem Festlande verbunden, auf allen übrigen Seiten aber vom Meere umgeben. Das Land ist im Allgemeinen sehr fruchtbar, nur haben Ackerbau, Kunstfleiß und Handel noch keinen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Die Staatseinkünfte betragen 20 Millionen, die Staatsschulden 150 Mill. Thaler, die Landmacht besteht aus 30,000 Mann, und die Seemacht aus kleinen Kriegsschiffen. 2) (Gesch.). In den ältesten Zeiten Roms (vgl. Italien) war Unteritalien von den wilden Ausonern bewohnt, zu denen die Bergvölker Lucaniens und Bruttiums (Abruzzo), u. a. die Samniter, gehörten. Das Land an der Ostküste hieß Apulien (Apuglia), und die kleinere östliche Landzunge Calabrien. Die Griechen colonisirten in Unteritalien vorzüglich die Küsten; daher sein Name: Großgriechenland. Roms Herrschaft über Unteritalien begann mit der Unterjochung Tarents, seit 273 v. Chr. Nach dem Untergange des weströmischen Reichs (476 nach Chr.) ward Unteritalien von den Ostgothen beherrscht. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts kamen Neapel und Sicilien unter die Botmäßigkeit der griech. Kaiser. Beide Länder standen unter einem Statthalter, dem Exarchen zu Ravenna, der sie durch Herzöge verwalten ließ. Während des Kampfes der Exarchen mit den Longobarden entstanden im 9 Jahrh. nach und nach mehrere unabhängige Herzogthümer, wie Salerno, Capua und Tarent. Das mäch-

tigste war das lombardische Benevent (s. d.). Als Republiken behaupteten sich Neapel, Amalfi und Gaeta. Um dieselbe Zeit fielen die Saracenen von Sicilien her in Calabrien ein. Sie eroberten Bari, und kämpften mit den Griechen um den Besitz von Unteritalien, bis Kaiser Otto I. (967) Benevent dem deutschen Reiche unterwarf. Jetzt kämpften Deutsche, Griechen und Araber um den Besitz dieses schönen Landes. Dies bewog im 11. Jahrhundert kriegerische Abenteurer, einige Normänner aus Frankreich, den bedrängten Fürsten in Unteritalien ihren tapfern Arm zu vermiethen. Sie standen dem griech. Herzog Sergius wider den Fürsten Pandorf von Capua bei, und erhielten dafür den Landstrich geschenkt, wo sie die Stadt Aversa bauten, in welcher Rainulf (1029) als der erste normannische Graf eingesetzt ward. Bald folgten mehrere Schaaren tapferer und beutelustiger Normannen, an ihrer Spitze um 1047 die 12 Söhne des Grafen Tancred v. Hauteville in der Unternormandie. Unter ihnen war der kühnste und schlauste Robert Guiscard (Schlaukopf). Er zog die Bauern des Landes an sich, und bildete aus ihnen die versuchtesten Soldaten seiner Bande. Staatsklug, nahm er das eroberte Apulien selbst vom überwundenen Papste zu Lehen (1053), und versprach auch das, was die Normänner in Calabrien und Sicilien noch erobern würden, als päpstliche Lehen sich geben zu lassen. Darauf nahm er 1060 den Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien an. Sein jüngster Bruder, Graf Roger, eroberte Sicilien 1072. Dieser vereinigte, nachdem Herzog Robert und dessen Söhne gestorben waren, die ganze Macht des Hauses Hauteville, und erhielt 1097 durch eine merkwürdige Bulle des Papstes Urban II. für sich und seine Nachfolger die höchste geistliche Macht in seinem Reiche jenseits des Pharus (in Sici-

lien). Sein Sohn und Nachfolger, Roger II., vollendete seit 1101 die Eroberung von ganz Unteritalien, indem er Capua, Amalfi und Neapel, damals berühmte Handels- und Freistaaten, seiner Herrschaft unterwarf. Darauf nahm er 1130 vom Papste Anaklet II., der ihn feierlich belehnte, den Titel eines Königs von Apulien, Calabrien und Sicilien an. Er vereinigte in demselben Jahre alle Länder diesseits und jenseits des Pharus unter dem (seit 1816 wiederhergestellten) Namen: Königreich beider Sicilien. Diese Vereinigung von Neapel und Sicilien bestand 150 Jahre. Die Residenz war Palermo. Jedes Land behielt sein bisheriges Recht; doch kam in Neapel neben dem alten lombardischen Recht auch das franz. Lehnsrecht in Gebrauch. Dem Papst ward als Oberlehnsherrn von Neapel ein Zelter und ein Beutel mit Dukaten entrichtet. Mit Rogers II. Enkel, Wilhelm dem Gütigen (st. 1189), erlosch der Stamm Tancreds. Nun behauptete der deutsche Kaiser Heinrich VI., aus dem Hause Hohenstaufen, das Erbrecht seiner Gemahlin, der Tochter Rogers II., Constantia, auf Neapel und Sicilien. Die Sicilianer aber verabscheuten deutsche Herrschaft; sie wählten Tancred, einen natürlichen Sohn Rogers, und da dieser früh starb, Wilhelm III., seinen unmündigen Sohn. Da zog Heinrich VI. zum andern Male in das Reich, glücklicher, als da der tapfere Tancred lebte, und behauptete sich unter großen Grausamkeiten. Heinrich VI. Andenken ward allen Sicilianern ein Gräuel; allein sie gehorchten seinem 3jährigen Sohne Friedrich II. (1197). Unter diesem ruhmvollen Kaiser ward Neapel die Hauptstadt. Die Nachbarschaft des mächtigen Kaiserhauses war den Päpsten unbequem; daher schenkte Papst Urban IV., nach des Kaisers Konrad IV. Tode (1254) das Königreich beider Sicilien dem Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, Karl von Anjou, welcher den rechtmäßigen Erben,

Konradin von Schwaben (s. d.) 1268 enthaupten ließ. Sicilien befreite sich jedoch schon 1282 von den Bedrückungen der Franzosen (s. Sicilianische Vesper) mit Hülfe des von Konradin zu seinem Erben ernannten König Peter III. von Aragonien, dessen Gemahlin Constantia die Tochter Manfreds, (natürlichen Sohnes des hohenstaufischen Kaisers Friedrichs II.) war. Seitdem blieb Sicilien 160 Jahre lang von Neapel getrennt. Es erkannte Peter III. von Aragonien als seinen Beherrscher an, der dieses Königreich seinem jüngern Sohne Jakob überließ. Die aragonischen Könige entzogen die Insel der päpstlichen Lehnsherrlichkeit, und Sicilien gehörte zur spanischen Monarchie bis zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges. In Neapel behauptete sich das Haus Anjou; und Karl, der erste Erwerber, verpflichtete sich dem Papste zu einer jährl. Abgabe von 8000 Unzen Gold, und alle 3 Jahre zur Absendung eines weißen Zelters nach Rom. Sein Urenkel, Karl Robert, König von Neapel, ward von den ungarischen Ständen 1307 zum König von Ungarn gewählt. Aber in Neapel entstand, nach König Roberts Tode, 1343, unter der Regierung der Königin Johanna I., seiner Großtochter, große Verwirrung; denn Papst Urban VI. krönte Karl von Durazzo, aus dem Hause Anjou-Neapel in Ungarn, zum König von Neapel. Dieser ließ die Königin Johanna 1382 ersticken, und vereinigte die Reiche Ungarn und Neapel, ward jedoch schon 1386 in Ungarn ermordet. Sein Sohn Ladislaus kämpfte glücklich um Neapel mit Johanna's Adoptivsohn, Ludwig von Anjou. Er bemächtigte sich Roms, und gedachte schon ganz Italien zu Einem Reiche zu vereinigen, als ihn der Tod (1414) übereilte. Darauf adoptirte 1420 seine Schwester, die Königin Johanna II., den König Alfons V. von Aragon und Sicilien, der seinen Nebenbuhler, den franz. Prin-

zen Ludwig III. von Anjou 1458 aus Neapel verjagte. So ward die Eifersucht zwischen Frankreich und Spanien entzündet, die gegen das Ende des 15. Jahrh. ganz Italien in Flammen setzte. Alfons V. folgte in Neapel sein natürlicher Sohn Ferdinand I., dessen Enkel, Ferdinand II., von Karl VIII. von Frankreich, der die Ansprüche des Hauses Anjou verfocht, angegriffen, und dessen zweiter Sohn, König Friedrich III., von seinem Vetter, dem König Ferdinand d. Kath. von Spanien und Sicilien, im Bunde mit Ludwig XII. von Frankreich, seines Thrones 1501 beraubt wurde. — Die Eroberer entzweiten sich über die Theilung von Neapel, und der schlauere Ferdinand der Katholische (s. Ferdinand V. von Aragonien und Gonsalva) wußte sich 1504 durch List und Gewalt in dem alleinigen Besitze von ganz Neapel zu erhalten. Während dieses Jahrhunderte lang fast ununterbrochenen Länder- und Kronenstreites hatte sich die Verfassung der Städte ausgebildet, und die Könige aus dem Hause Anjou fingen an, Abgeordnete derselben zum Reichstage zu berufen, was schon früher in Sicilien geschehen war. Allein die Feudalverhältnisse dauerten fort, und die Barone gewannen immer neue Vorrechte, selbst das Recht über das Leben ihrer Gutsunterthanen, wofür die Könige ihren Beistand im Kriege zu erkaufen hofften. Dadurch versank das Volk in tiefes Elend, und zu keiner Zeit hat der Neapolitaner fremden Waffen widerstanden. Die Aristokratie blieb jedoch unter jedem Herrscher dieselbe! Zugleich verderbte das üppige Leben am Hofe und das Beispiel wollüstiger Fürstinnen, wie die beiden Johanna waren, die öffentlichen Sitten. Indeß gab es damals wenigstens Feudalstände, welche die Macht des Königs beschränkten. Allein in den 2 Jahrhunderten, während welcher (seit dem Frieden mit Frankreich von 1505) das Königreich beider Sicilien ein Theil der

spanischen Monarchie blieb, hörten die Reichstage in Neapel ganz auf, und die Vicekönige unterhandelten bloß mit einem ständischen Ausschusse, bei welchem die Stadt Neapel den ganzen dritten Stand vertrat. Also wuchs die königl. Macht, mit ihr die Last vermehrter Abgaben, und der durch Willkür in Erhebung der Steuern 1647 veranlaßte Aufstand in Neapel hätte unter klügerer Leitung zur Unabhängigkeit führen können. Noch mehr verfiel der Wohlstand des Landes unter dem Drucke des Adels und unter der Macht der Geistlichkeit. Kein Gesetz steuerte dem Wachsthum der Besitzungen der Kirche, und sowohl in Neapel als in Sicilien gehörten nach und nach wohl $\frac{2}{3}$ des ganzen Grundeigenthums der todten Hand. Bei dem Aussterben des österreich-spanischen Mannsstammes (1700) wurden Neapel und Sicilien wie ein Erbschaftsstück behandelt, über das Karl II. von Spanien, ohne die Stände zu fragen, so willkürlich verordnete, als nachher England und Frankreich im utrechter Frieden 1713, und zur Zeit der Quadruple-Allianz 1718 es thaten. Im utrechter Frieden wurden, nach dem Plane der um den Handel neidischen Engländer, Neapel u. Sicilien getrennt; ersteres fiel an Oesterreich, letzteres an Savoyen. König Philipp V. von Spanien eroberte zwar, auf Alberoni's Antrieb, 1717 Sicilien wieder, mußte es aber 1720 an Oesterreich abtreten, und Savoyen erhielt dafür Sardinien, sodaß jetzt das Königreich beider Sicilien ein Theil der österreich. Monarchie wurde. Allein in dem Kriege, welcher 1733 wegen der Königswahl in Polen entstand, eroberte Spanien beide Sicilien und behauptete sie im wiener Frieden (1735) für den Infanten Don Carlos. Als dieser in der Folge 1759, u. d. N. Karl III., den spanischen Thron bestieg, übergab er das Königreich beider Sicilien seinem dritten Sohne Ferdinand, und bestimmte dabei, daß es nie mit der spanischen Monarchie wieder vereinigt werden

solle. — Ferdinand regierte seitdem in beiden Sicilien unter dem Namen Ferdinand IV. Die Geschichte seiner durch vielfache Reformen ausgezeichneten, durch politische Leidenschaften, revolutionnaire Stürme und franz. Waffen aber mehr als ein Mal mit dem gänzlichen Untergange bedrohten Regierung s. unter Ferdinand I.; denn so nannte sich Ferdinand IV., nachdem er den 12. Dec. 1816 s. sämmtlichen Staaten zu einem Königreiche beider Sicilien vereinigt hatte. Den 7. Juli 1820 sah er sich durch einen Volksaufstand, der hauptsächlich von dem Heere ausging, gezwungen, die neue spanische Verfassung anzunehmen. Er übertrug deshalb seinem Sohne die Regentschaft; Oesterreich, Rußland und Preußen aber erklärten die neue Verfassung für das Werk einer politischen Sekte (der Carbonari) und beschlossen im Jan. 1821 zu Laibach, wohin sie den König Ferdinand eingeladen hatten, in Uebereinstimmung mit diesem Monarchen, das Land durch ein österreich. Heer besetzen zu lassen, und das monarchische System wiederherzustellen, welches ihnen auch fast ohne alles Blutvergießen gelang. (Vgl. Acton, Bonaparte [Napoleon], Bonaparte [Joseph], Murat und Neapel, Revolution.).

König Ferdinand I. war von Laibach am 15. Mai 1821 in seine Hauptstadt zurückgekehrt, mit dem Versprechen, der Staatsverwaltung eine grundgesetzliche Einrichtung zu geben, wobei Gerechtigkeit und Milde den königl. Willen leiten sollten. Zur Berathung über die Grundlagen der neuen Staatsorganisation ernannte er am 21. Mai eine schon vom Congresse zu Laibach entworfene Junta von 18 Mitgliedern, unter welchen sich der Marchese di Circello, der Cardinal Fabrizio Ruffo und der Fürst von Canosa befanden, nach deren Gutachten der Monarch schon am 26. Mai ein Verfassungsdecret (mitgetheilt in dem 4. Thle. des vom Hofrath Pölitz herausgeg. Werks:

»Die Constitutionen der europäischen Staaten,« Leipzig 1825) erließ, worin er Folgendes festsetzte: 1) An der Spitze der Verwaltung steht ein Staatsrath der Minister und Staatssecretaire, unter dem Vorsitze des Königs oder des Kronprinzen (des Herzogs von Calabrien), oder eines dazu ernannten Ministers. 2) Sicilien (das Königreich **al di la di Faro**) wird, getrennt von Neapel (dem Königreich **al di qua di Faro**), durch einen besondern Rath, unter dem Vorsitze eines königl. Stellvertreters, verwaltet, dessen Vorträge an den König durch den in Neapel befindlichen Staatssecretair für Sicilien, an den Staatsrath gelangen. 3) 2 Staatsversammlungen (**consulta di stato**), eine in und für Neapel von 30, die andere von 18 Mitgliedern in Palermo für Sicilien, geben, jede nach der Stimmenmehrheit, ihr Gutachten über die ihr von dem Staatsrathe zur Prüfung vorgelegten Gesetzvorschläge und finanziellen Maßregeln; vom König, welcher den Präsidenten und die Mitglieder dieser Körperschaften aus den Grundeigenthümern und aus den obersten Beamten des Staats, der Kirche, der Rechtspflege und des Heeres ernennt, denselben auch, nach 5jähriger Thätigkeit, Titel und Pension verleihen will, hängt jedoch allein die Entscheidung ab, und er macht die Gesetze mit folgender Formel bekannt: Der König, nach dem Gutachten seines Staatsraths und nach Anhörung der Versammlung, befiehlt &c. 4) In jeder Provinz versammelt sich ein Provinzialrath von Grundeigenthümern, um unter die Gemeinden die auf die Provinz gewiesene Summe der directen Steuern zu vertheilen und über andere Angelegenheiten der Provinz zu berathschlagen. 5) Jede Gemeinde soll ihr Vermögen unter Oberaufsicht der Regierung selbst verwalten. — Diese **consulte di stato** wurden jedoch, nach einigen Abänderungen durch das Decret vom 14. Juni 1824, erst im Laufe dieses Jahres in Thätigkeit gesetzt; die für

Neapel soll nur 16, die für Sicilien nur 8 Mitglieder haben. In gemeinsamen Angelegenheiten bilden sie eine Generalconsulta. Beide haben ihren Sitz immer in der k. Residenz. — Für die unwissende u. in Sinnlichkeit versunkene große Masse des Volks ist diese Art von repräsentativer Verfassung ein nicht verdientes Glück; ob aber dadurch aus der kleinen Zahl der gebildeten Männer die rechten Freunde des Vaterlandes zu dem Ohre des Königs Zutritt erhalten werden, muß die Folge zeigen. Zu spät bereuen jetzt die verblendeten Stimmführer des revolutionnairen Parlaments, daß sie den rechten Augenblick, das Vaterland zu retten, durch ihre eigne Schuld verloren haben, als sie des weisen Riccardi durchdachte Vorschläge, die Fehler der Constitution der spanischen Cortes zu vermeiden, und die alle Interessen vereinigende Botschaft des Königs vom 1. Dec. 1820 verwarfen. In der neuen Verwaltung bewiesen sich die Strafbehörden und die Polizei am thätigsten. Durch die auch mit Prüfung der aus dem Auslande kommenden Bücher beauftragte Unterrichtsjunta, seit dem 12. Sept. 1822 unter dem Vorsitze des Bischofs von Pozzuoli, Carlo Rossini, ward ein neues, von Geistlichen entworfenes Lehrsystem eingeführt; es wurden neue Lehrer ernannt; Aerzte und Rechtsgelehrte, die während der Revolution akademische Würden erlangt hatten, mußten sich einer neuen Prüfung unterwerfen; die Vorsteher von Privatschulen wurden angewiesen, ihren Unterricht stets bei offenen Thüren zu ertheilen; alle junge Leute sollten den öffentlichen Katechisationen über Moral und Dogmatik, die 2 Mal wöchentlich in den Kirchen stattfanden, und andern geistlichen Uebungen beiwohnen, bei Strafe, als Vagabonden angesehen und zur Trauung oder zu öffentlichen Aemtern nicht zugelassen zu werden. In jeder Straße der Hauptstadt ward ein Sittenwächter bestellt; die in ihre Rechte wiedereingesetzten

Jesuiten erhielten Häuser und Geld, um Noviziate, Profeßhäuser und Collegia zu gründen; auch andere Orden, z. B. 1822 die Camaldulenser, wurden hergestellt; die Bischöfe, die seit dem Juni 1821 wieder die freie Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit erhalten haben, bemühten sich durch Missionsanstalten den vom Carbonarismus verführten Sinn des Volks zum kirchlichen Gehorsam zurückzuführen, und Madonnenbilder thaten noch im Sommer 1825 zu Neapel solche Wunder, daß die Polizei ihnen Einhalt thun mußte. Dabei beunruhigten fortwährende Verhaftungen und Hochverrathsprocesse das leicht erregbare Volk; denn überall spürte man den Anhängern der entwichenen Revolutionsmänner nach. Auf staatsgefährlichen Briefwechsel stand die Todesstrafe; daher konnte das Briefgeheimniß der Post nicht immer unverletzlich sein. Die zu Calvello und zu Laurenzana entdeckten Carbonari wurden 1821 als Verschwörer zum Tode verurtheilt, jedoch durch königliche Begnadigung fast sämmtlich nur mit Kerkerstrafe belegt. Kleinere politische Vergehen wurden sofort mit Stockprügeln, höchstens 100, bestraft. Den pflichtmäßigsten Diensteifer übertrieb noch der Polizeiminister Canosa. Er führte die Todesstrafe durch Spießruthen ein, gab den Calderari Waffen, um die Carbonari zu verfolgen und machte Leute von dem schlechtesten Rufe zu seinen Agenten, die sich in den Provinzen die größten Bedrückungen erlaubten. (Vgl. die »Allgem. Zeit.,« 1822, Nr. 119 und 120.) Auch suchte er nach und nach alle alte Angestellte, ohne Ausnahme, als verdächtig abzusetzen. General Frimont, Oberbefehlshaber der österreich. Armee, machte dagegen Vorstellungen und verlangte, als diese nichts halfen, die Absetzung Canosa's und einiger andern Beamten. Allein er erhielt ausweichende Antworten. Endlich ließ die österreich. Regierung der neapolitan. eine Note nebst einem Schreiben des Kaisers

an den König zustellen, worin der Kaiser, vermöge des mit dem Könige von Neapel abgeschlossenen laibacher Tractats, und weil er sich selbst durch seine Proclamation vom Febr. 1821 zum Vermittler zwischen dem Volke und dem Könige erklärt habe, die Absetzung der ihre Gewalt mißbrauchenden Staatsdiener, die Freilassung der Verhafteten und die Wiederherstellung der Personen und Dinge in den Stand am 4. Juli 1820 dringend anempfahl; und dies um so mehr, da der König von Neapel in einer Botschaft an das Parlament bei seiner Reise nach Laibach erklärt hatte: »Ich werde nie einwilligen, daß einer meiner Unterthanen wegen irgend einer politischen Handlung belästigt werde« (»Moniteur,« 28. Dec. 1820). Zugleich drang Oesterreich auf die Einsetzung eines andern Ministeriums. Dies geschah im Mai 1822. Canosa reiste nach Pisa; der Ritter Medici aber und der Marchese Tommasi kamen von Rom an. Jener trat wieder an die Spitze der Finanzen; dieser wurde Justiz-, Gnaden- u. Cultminister; Marchese Amati erhielt das Ministerium des Innern; der Fürst della Scaletta das Kriegsdepart.; u. Marschall Clary, später Herr Intonti, das Polizeiministerium; Fürst Alvaro Ruffo aber den Vorsitz und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Hierauf wurde für die Angelegenheiten Siciliens ein besonderer Minister, D. Carlo Averno, Herzog v. Gualtieri, ernannt. — Die Verbindung des Hofes von Neapel mit dem wiener Hofe, welche für die Befestigung der alten Ordnung überhaupt sehr wichtig war, wurde durch einen halbjährigen Besuch des Königs von Neapel in Wien (vom 4. Jan. bis zum Juli 1823) noch inniger. Während der Abwesenheit des Königs verurtheilte der große Specialgerichtshof zu Neapel, welchem der Proceß der in die Verschwörung vom Juli 1820 gegen die bestehende Regierung verwickelten Personen übertragen war, am 24. Jan. 1823, als

Hauptanstifter folgende Abwesende zum Tode: den Exgeneral Gugl. Pepe, den Exgen. Michele Carascosa, den Abate Luigi Minichini, und den Exobristlieutenant Lorenzo de Conciliis, sowie als Mitschuldige im ersten Grade an jenem Hochverrathe: den Abate Gius. Capuccio, den Excap. Bart. Paolella, den Excap. Gaetano Graziani, den Exlieut. Serafino d'Auria, den Exobrist Giov. Ruffo und den Exmajor Vincenzo Pisa. Auch zu Catanzaro wurden 3 Verschworene, die Aufruhr hatten erregen oder die Carbonari wiederherstellen wollen, von einer Militaircommission verurtheilt und hingerichtet. Die übrigen Mitschuldigen erhielten Kettenstrafe. Nach der Rückkehr des Königs ward dem Staatsminister D. Luigi de Medici, weil der Fürst Alvaro Ruffo (dieser Gesandte starb zu Wien am Ende des Juli 1825), als außerordentlicher Botschafter beim kaiserl. österreich. Hofe in Wien geblieben war, an dessen Stelle die Leitung der auswärt. Angeleg. und der Vorsitz im Ministerialrathe übertragen. — Ein scharfes Gesetz gegen geheime Gesellschaften war schon am 3. Oct. 1822 erlassen worden. Dessenungeachtet hörten die Verschwörungen nicht auf. Am Ende 1823 ward abermals eine geheime Gesellschaft entdeckt, welche sich die neue Reform Frankreichs nannte; ihr Losungswort war der Name Manuel. Mehrere Mitglieder dieses Zweigs der Carbonaria wurden mit dem Tode bestraft. Bald darauf entdeckte man in Neapel einen ähnlichen geheimen Verein, den der Barabisten, die das Leiden des Erlösers als Sinnbild gewählt hatten und mit ihren auf den Umsturz der bestehenden Verfassung gerichteten Planen ganz Italien umspinnen wollten. Andere, die sich **Pliandoni di Napoli** nannten, wollten eine Consularrepublik errichten. Die Regierung sah sich daher bei der großen Zahl von Gefangenen veranlaßt, durch das Decret vom 26. Januar 1824 für die großen Criminalhöfe eine neue abge-

kürzte Verfahrungsart, die sogen. Mandatsform, vorzuschreiben. Dies war seit einigen Jahren schon das vierte Mal, daß der König sich genöthigt sah, um der Ueberfüllung der Gefängnisse zu begegnen, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen. Gleichwohl dauerte der Proceß der Hauptverschwörung von Monteforte noch immer fort, und die Zahl der Zeugen stieg über 1200. Indeß bewies die Verminderung des österreich. Besatzungsheeres, daß Ordnung und Ruhe sich wenigstens äußerlich immer mehr befestigten. So trat, nach dem Tode des Königs Ferdinand I. am 5. Jan. 1825, dessen ältester Sohn, der bisherige Herzog von Calabrien, Franz I., unter günstigern Aussichten die Regierung an. Er machte im Mai und Juni eine Reise über Genua nach Mailand und Turin, wo er in Folge der mit dem Cabinette des Kaisers von Oesterreich zu Mailand genommenen Verabredungen, den Zustand seines Königreichs betreffend, eine Verminderung des österreich. Heeres in Neapel bewirkte.

(Beschluß d. A. im nächsten Bdchn.)

Ende des sechsundfunfzigsten Bändchens.